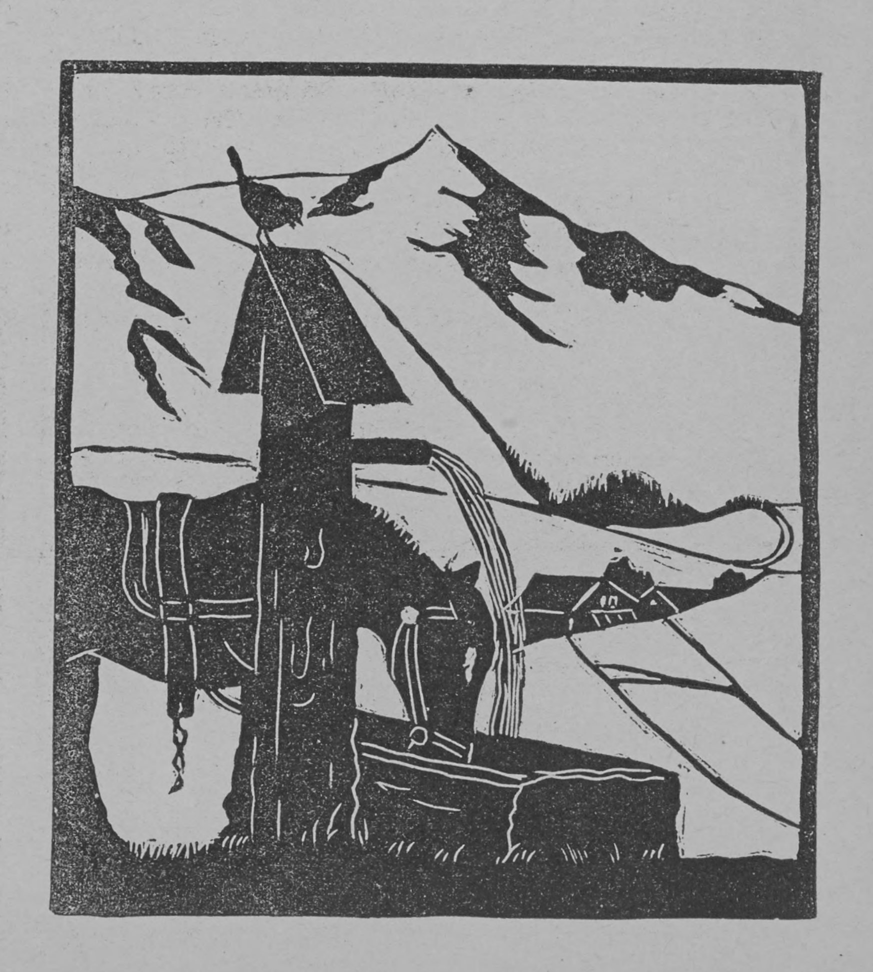
MARIENBOTE



August 1942

INHALT

Seite

CONTENTS

Page

Der Marienbote

Monatsschrift für die katholische Familie. Herausgegeben von den Oblatenpatres zu Regina. Adresse: The Marian Press, 922-24 Victoria Ave., Regina, Sask., Canada. Preis: $1.00 jährlich.

A monthly magazine for the Catholic family. Published by the Oblate Fathers at The Marian Press — 922-24 Victoria Ave., Regina, Sask., Canada. Price: $1.00 a year.

Schriftleiter - Rev. Father H. Krawitz, O.M.I. – Editor

Nr. 11 | August 1942 | 10. Jahrgang

Dies und Das

Vom Sollen und Haben der katholischen Presse. "Die katholische Welt in den Vereinigten Staaten steht an der Spitze auf dem Gebiet des privaten Spitalwesens, diesselbe Welt hat aber noch keine entsprechend grosse Tageszeitung", schrieb ein angesehenes katholisches Blatt des alten Oesterreichs im Jahre 1937. Und heute, nach fünf Jahren, ist auch Amerikas erste und einzige Tageszeitung englischer Sprache, die "Catholic Daily Tribune", eingegangen. Sie musste ihr Erscheinen einstellen, weil sie—wie viele andere geistige Werke—nicht genügend unterstützt wurde.

Diese Nachricht bereitet ganz bestimmt nicht jedem Kopfschmerzen. Selbst nicht einmal einem jeden katholischen Leser. Wir sind eben noch weit entfernt vom vollen Verständnis für die grosse Wichtigkeit der katholischen Presse. Nicht alle katholischen Leser und auch noch lange nicht alle kotholischen Presseunternehmer haben bis jetzt verstehen gelernt, dass der christlichen Idee und ihrer Stellung in dieser sturmbewegten Welt nur halbe Arbeit geliefert wird, wenn man sich damit begnügt, "ein" katholisches Blatt zu haben und zu lesen. Wir sind wahrhaftig nicht arm an katholischen Blättern. Und wenn eine der neusten Statistiken feststellt, dass z. B. die Vereinigten Staaten gegenwärtig 9,125,655 Leser katholischer Blätter, aufweisen können, möchte man fast ein lautes "Bravo" rufen—wenn man nur auf die Zahlen schaute! Aber Zahlen machen das Leben nicht. Man muss hinter sie schauen und prüfen, welchen Geistes Knecht sie sind, wenn man erfahren will, ob sie mit Sinn und Aussicht bauen, ob sie nur halbfertige Häuser aufstellen, in die jede ungesunde Zugluft freien Eintritt hat, oder ob sie gar zerstören und zerschlagen.

Bleiben wir einmal bei den katholischen Blättern Amerikas. Sie sind überwiegend in der englischen Landessprache geschrieben. Unter diesen englischen Blättern finden wir aber keine einzige katholische Tageszeitung mehr. Und hier liegt—trotz der hohen katholischen Leserzahl—der wunde Punkt nicht nur der amerikanischen, aber der katholischen Weltpressearbeit.

Es gab einmal Zeiten, da bei uns auf Erden eine christliche Kulturwelt führend war. Diese Welt war schristlich, weil die mittelalterliche Kirche nicht nur bekehrte und taufte und predigte, sondern weil sie, aus den Kirchenmauern heraustretend, ununterbrochen auch an der Verchristlichung von Staat und Gesetzgebung, von Wirtschaft, Kunst, Erziehung und Vergnügen arbeitete.

Später kam es anders. Man empfand die geistige, allseitige Leitung des Christentums mit seiner unbeugsamen Moral als Hindernis im schönen Diesseitsleben. Man bäumte sich auf und riss Staat und Kultur los vom Einfluss der verhassten "Kirchenmauern", goss ihnen einen neuen Geist ein: Den Geist der Freiheit vom Jenseits. Mit dieser Freiheit aber schritt die Ent-

christlichung des Denkens unter die Massen, und das um so mehr, als die massenhafte Verbreitung "kirchenfreier" Gedanken und Ideen geradezu ins Leben hineingepeitscht wurde.

Dieser immer weiter voranschreitenden Massenentchristlichung entgegenzuwirken, gehört unzweifelhaft zu den vornehmsten Aufgaben der katholischen Presse. Und hiermit ist auch gesagt, —was so mancher leider noch nicht zu wissen scheint—dass es einen Unterschied gibt, zwischen katholischer Presse und katho. Presse. Dass es nicht dasselbe ist, ob man sich mit katolischen Kalendern und Vereinsblättern (zu denen auch so manche Missionsschriftlein gehören) begnügt, oder ob man nach katholischen Schriften ausschaut, die den reichredagierten Tageszeitungen und Zeitschriften der Welt an Nachrichtendienst, an Inhaltsreichtum und an Schlagkraft vollständig gleichstehen.

Es soll mit diesen Worten nichts von einer Unnotwendigkeit genannter Kalender und Vereinsschriften gesagt sein. Man wird sich aber wohl noch an die vor ein paar Jahren stattgefundene Vatikanische Presseausstellung erinnern, auf der alle Pressearbeit und alle Presseerfolge der katholischen Welt zur Darstellung kamen. Ihr gegenüber stellte man die Arbeit und Erfolge der weltlichen Presse. Und der Vergleich beider Darstellungen zeigte dann deutlich die Schwäche und die Rückstände aller katholischen Pressearbeit. Sie zeigte, dass wir sehr reich sind an Monats—und Wochenschriften, zugleich aber sehr arm an einer gemeinsam vorangehenden katholischen Welt - Tagespresse, sehr arm an katholischen Tageszeitungen, die, gleich mächtigen "Stimmen aus der Zeit", als Träger einer öffentlichen, echt christlichen Meinung unter den Massen wirken.

Oder sollten wir uns mit unseren Monats— und Wochenblättern begnügen? Und der weltlichen Presse die Erklärung aller Tagesereignisse, all der unzähligen täglichen Fragen über Geschichte und Sitte, über Sozialleben, Naturkunde, Religion, Erziehung, usw. überlassen? Das hier sind ja doch gerade die Gebiete, nach denen Geist und Meinung der lesenden Massen sich bilden. Nach denen Grundsätze gefasst werden, die immer das Gesicht jener Zeitung tragen, die dem Leser alles entweder materialistisch oder hochgeistig, entweder entchristlichend oder christlich darreichen.

Unsere katholischen Monats- und Wochenblätter in Ehren! Dass ihre Fachartikel und ihre monatlichen oder wöchentlichen "Allgemeine Rundschauten" aber nicht alles umfassen können, dass die meisten dieser "Rundschauten", und seien es auch die besten, zu einer Zeit erscheinen, da die weltliche Presse so und so viele Gemüter bereits beeinflusst hat, steht ganz ausser Frage. Vollwertig arbeiten kann hier nur die katholische Tagespresse. Sie geht als Stürmer voran, während alle anderen katholischen Blätter ihr folgen in die eroberten Gebiete, um dort Fachbarkeit des katholischen Aufbaus zu leisten.

In Besprechungen, die der Vatikanischen Presseaustellung folgten, wurde mehr als einmal der Ueberreichtum an kleinen Monats- und Wochenschriften in der katholischen Pressewelt erwähnt. Und man sprach auch ganz offen davon, dass dieser Ueberreichtum belastend wirkt, da er Leser für sich wirbt, die den grösseren und wichtigeren Blättern verloren gehen. Es abonniert doch nicht jeder gern zwei Schriften. Was den kleinen Blättlein zukommt, geht sehr oft den grossen ab. Und wo nichts hinkommt, da kann auch der beste und ideal gesinnteste Wille nicht mehr weiter. Und so kam es und so kommt es immer wieder, dass katholische Redaktionen, die wir vor vielen anderen katholischen Schriftleiterstüblein haben müssten, garnicht da sind oder scliessen mussten. War dieses nicht vielleicht auch das Schicksal der "Catholic Daily Tribune"?

Die katholische Pressefrage ist viel komplizierter und viel wichtiger als es sich so mancher denkt. Sie lösen zu helfen brauchen wir erstens einmal das Volk, das verstehen lernen muss, vor allen Kalendern und Vereinsblättlein den grossen katolischen Zeitungen Interesse, Unterstützung und Förderung zu schenken. Zweitens aber muss auch Hilfe kommen von den Führern und Leitern des katholischen Lebens. So viel Energie, wie für das katholische Spitalwesen Amerikas, wie für viele andere grossangelegte Werke der kathol. Welt aufgebracht wurde, so viel sollte man auch mindestens für die katholische Presse aufbringen. Steht hinter dem katholischen Pressewerk keine gut ausgebaute Hilfsorganisation, gibt man diesem Werke kein geschultes Personal, lässt man die Schriftleiter sich allein abmühen mit all ihren tausend Geschäfts—und Tagesmühen, überlastet man sie noch mit anderen Arbeiten—manchmal in dem Sinne, als wenn alle Pressearbeit nur so eine Art von Nebenbetätigung sei—dann muss das katholische Pressewerk jenes Stückwerk bleiben, das Unganzes schafft, wo es Ganzes schaffen könnte und sollte. Leserzahlen können über diese Tatsachen nicht hinwegtäuschen. Sie werden erst dann erbauend wirken, wenn neben ihnen eine dem Verhältnis angepasste Abonnentenzahl von katholischen Blättern jener Art steht, nach denen die Zeiten rufen.

75 Jahre "Wanderer". Zu den Zeitungen, deren Lesung und Unterstützung wir jedem deutschsprechenden Katholiken unseres Landes wärmtens anempfehlen, gehört neben dem in Münster, Sask., erscheinenden St. Petersboten der "Wanderer". (Wöchentlich herausgegeben in St. Paul Minn. U.S.A. 128 E. Tenth Street). Im Septem-

ber dieses Jahres begeht dieses anerkannte Blatt seinen 75. Geburtstag. Katholische Laien aus St. Paul waren es, die unter der Leitung des Benediktinerpatres Clemens Staub und des Buchhändlers Nikolaus Bures den "Wanderer" ins Leben riefen. Und ein katholischer Laie ist es auch, der nun schon seit 43 Jahren die Schriftleitung des "Wanderer" führt. Und zwar so führt, dass ein katholisches Blatt von Weltruf ihn zu den "erfolgreichsten deutschen Journalisten der U.S.A.", und seinen "Wanderer" zu den "Zierden der katholisch-deutschen Presse Nordamerikas" zählte.

Der Name dieses Mannes ist Joseph Matt. Geboren 1877 in der Pfalz, Deutschland, kam Joseph Matt 1895 nach Amerika. Seine Laufbahn als katholischer Zeitungsschreiber begann er beim "Täglichen Buffalo Volksfreund." 1897 trat er der Schriftleitung des "Wanderers" bei, die er dann zwei Jahre später ganz übernahm.

Welche Dienste Joseph Matt während der 46 Jahre seines katholischen Zeitungsschaffens für die Erhaltung und die Freiheit des Glaubens, für Kirche und Volkstum geleistet, geht wohl am besten aus der Tatsache hervor, dass Papst Pius XI. ihn mit einer hohen Auszeichnung beehrte. Ohne Zweifel ist die Art und Weise seiner hochtalentierten, glaubenstreuen und tiefreligiösen Tätigkeit einer der weiteren Beweise, dass von einer Minderbefähigung der Katholiken auf dem Gebiete des Presseschaffens keine Rede ist.

Im Jahre 1904 sagte Bischof Stariha bei der Grundsteinlegung der Dreifaltigkeitsschule in New Ulm, dass "die deutschen Katholiken in Minnisota die Pfarrschule gerettet haben." Und es ist bekannt, dass der "Wanderer" unter Matt's Leitung das Sprachrohr der damals um die Freiheit ihrer Schule kämpfenden Katholiken Amerikas war. Bekannt sind auch die bitteren Kämpfe des "Wanderers" um die Rechte nicht-englischsprechender Gemeinden und Vereine, sein tapferes Einstehen für ein christliches Deutschtum und sein offenes Wort über christliche Demokratie.

Ueberall bewies Joseph Matt in seinem "Wanderer" katholischen Kampfesmut, Glaubenstreue und eine Glaubenskenntnis, deren sich kein Theologe zu schämen brauchte. Und immer und überall war Matt auch auf Seiten Roms zu finden. Davon zeugen die vielen Empfehlungen, die dem "Wanderer" von den Landesbischöfen mitgegeben wurden auf seinen Wanderungen. Hier bei uns ist es Reginas Erzbischof Monahan, der seine Priester immer wieder auf den "Wanderer" hinweist mit de mWunsch, dass jeder ihn lese und nach Möglichkeit unter seinen Pfarrkindern verbreite.

Gottes reichsten Segen wünschen wir dem "Wanderer" zu seinem fünfundsiebzigsten Geburtstag. Mögen diese paar Worte zugleicher Zeit auch seinem Schriftleiter Joseph Matt etwas jener Anerkennung und Ehrung sein, die ihm im weitaus grösseren Masse gebühren, als wir zu tun es imstande sind. Es freut uns, dass der zehnte Geburtstag unseres Marienboten in derselben Zeit fällig ist, da der "Wanderer" seinen 75. begeht. Können wir auch nicht in dieselbe Vergangenheit zurückschauen: Wie des "Wanderers", so sind auch unsere Wege die Wege der Ehre Gottes, der Wahrheit, des Rechtes und der Liebe in Christus.

—Der Schriftleiter

MUTTER MARIA

Von Agnes Hartmann.

Die Sonne sinkt. Umsäumt des Himmels Bläue
mit purpurfarb'ner Glut und flüss'gem Gold.
Dann kommt die Nacht und hüllt in ihren Schleier
das müde Land, auf dass es schlafen sollt.
Auf weichem, sammetdunklem Grunde flimmern
viel Myriaden gold'ner Sternlein,
der Mond streut Silberleuchten auf die Erde,
die atmet leis und duftet seltsam fein — — —

Da schreitet eine königliche Fraue
versonnen, demutstill am Himmelsrand.
Erhebt die Hände, so, als ob sie segne
die Sternennacht und das verträumte Land.
In schimmernde Unendlichkeit schauet
die hohe Frau. Und hell im Jubelton
frohlocket ihre gotterglühte Seele:
"Der dies geschaffen hat, — das war mein Sohn!"
Es ist, als klängen Erd' und Himmel nun zusammen:
"Dich preisen selig die Geschlechter alle. Amen!"

Mancher hat noch eine Stunde Weges — zum Tode, und sammelt Zehrung, als ob er ewig lebte.

Der Schutzengel

Als es acht Uhr schlug, hatte Hofrat Dr. Görlich sein Schlafzimmer noch immer nicht verlassen. Da pochte Rita leise an die Türe, bekam aber keine Antwort. Ein zweites, ein drittes Mal. Umsonst rief sie seinen Namen. Besorgt öffnete sie und fuhr mit einem Schrei des Entsetzens zurück. Onkel Heinrich lag, eine weitklaffende Wunde am Scheitel, in den blutbefleckten Linnen. Sie stürmte zum Telephon im Schreibzimmer. Als Arzt und Polizei, nach denen sie gerufen, fast gleichzeitig erschienen, fanden sie das Mädchen ohnmächtig neben der Leiche am Boden, Blutspuren an der Hand.

Wie ein Lauffeuer verbreitete sich die Nachricht durch die Stadt. Dr. Görlich, seit dreissig Jahren ansässig und als Rechtsanwalt überall geachtet, konnte keinen Feind haben. Umsonst riet man nach einem Täter. Erst seit zwei Wochen hatte er Rita im Hause, die er, als er erfuhr, wo die einzige Tochter seiner verstorbenen Lieblingsschwester weilte, aus fernem Ausland zu sich geladen. "Ganz meine Schwester Maria!" hatte er freudig geäussert, als das Mädchen dem gut Fünfzigjährigen die Hand zum Grusse bot. "Nur durch einen Zufall fand ich deine Spur. Gott sei Dank, dass du da bist. Man wird älter und sieht gerne jemand um sich, der einem nahesteht. Du bleibst bei mir. Mehr als genug gibt es zu schaffen in Haus und Garten. Mathilde ist froh um dich. Da ist sie ja schon."

Rita hätte zu keiner günstigeren Zeit kommen können als gerade jetzt. Kaum war sie eine Woche im Hause, überall emsig zugreifend und mitschaffend, als ein Telegramm die Witwe Körner über Nacht abberief, weil ihr Sohn schwer krank liege. "Gut, dass Sie hier sind, Fräulein Rita, fast hätte ich es nicht wagen dürfen, nach meinem Kinde zu sehen. So werden Sie Hausmütterchen sein. Wie froh bin ich, alles in bester Hand zu wissen, bis ich wiederkomme! Allzulang brauche ich hoffentlich nicht auszubleiben. Hier meine Anschrift für den Fall, dass Sie ihrer bedürfen." —

Als Rita aus der Ohnmacht erwachte, traten die beiden Polizeibeamten mit dem Arzte aus dem Zimmer, in dem der Tote lag. Sie hatten, als ihnen niemand geöffnet, Haus- und Zimmertüre erbrochen. Als das Mädchen in die Küche wollte, die Blutspuren von der Hand zu waschen, befahl Kommissar Sassberg: "Lassen Sie das!" Verwirrt noch von allem, was die letzte Stunde gebracht, stiess Rita hervor: "Sagen Sie, wer das Verbrechen begangen. Onkel war doch so gut!"

"Setzen Sie sich und beantworten Sie mir einige Fragen."

"Gerne. Gleich. Was ich weiss, werde ich sagen, doch was weiss ich!"

Als sie die ernste, forschende Miene des Beamten gewahrte, konnte sie sich nicht helfen und bat: "Sie werden doch nicht meinen, dass ich . . ."

Weiter kam sie vor Schluchzen nicht. "O, er war so gut! Wer hätte ihm weh tun können!"

Was sie berichtete, wurde zu Protokoll genommen. Es war herzlich wenig.

"Ein merkwürdiger Fall," bemerkte der Beamte, kein Mensch im Hause. Türen und Fenster verschlossen. Nur Sie allein hier . . . Warum ist Ihre Hand blutig "

"Um zu sehen, ob Onkel wirklich tot, griff ich nach dem Haupte und berührte die Wunde. Dann rief ich sofort nach dem Arzte und verständigte Sie."

Kommissar Sassberg sah schweigend vor sich hin und sagte sich: War es das erstemal, dass der Täter, um seine Spur zu verwischen, selbst die Polizei verständigte?

"Sie halten mich doch nicht für mitschuldig? Wo Onkel so gut war!"

"Beruhigen Sie sich. Es wird alles seinen Weg gehen. Oft führt die leiseste Spur zum Ziel. Geben Sie uns die Schlüssel zu Kästen und Läden."

"Hier. Ich begleite Sie."



"Nicht nötig. Sie sagen uns, wohin jeder Schlüssel führt, und bleiben."

Rita wollte sich widersetzen, da wurde der Kommissar strenge und befahl: "Sie bleiben!"

Der Arzt flüsterte ihr zu: "Folgen Sie doch."

Inzwischen war der Polizeihund eingetroffen. Zur Leiche geführt, nahme er die Spur und beschnupperte Ritas Hand. Kein Beweis! Dass sie den Toten berührt, um zu sehen, ob ihm noch zu helfen, lag nahe.

Wieder zur Leiche geführt, suchte das Tier im Nebenzimmer und verbellte einen Handkoffer. Als man diesen öffnete, fanden sie ein Tuch und einen Hammer, beide mit Blut befleckt.

Der Beamte kehrte zum Mädchen zurück, das, den Kopf in die Hände gestützt, dasass und weinte, und befahl: "Kommen Sie!"

Sie folgte.

"Wem gehört dieser Koffer?"

"Mir. Mein Reisegepäck."

Sie musste öffnen und schrak zusammen.

"Herrgott, wie kommt dies in meinen Koffer? Ich weiss von allem nichts."

Unerbittlich forschend ruhte der Blick des Kommissars auf dem Mädchen.

"Sie wissen nichts davon?"

"Nicht das geringste. Gott ist mein Zeuge!"

Auf einen Wink verschwanden der Arzt und der zweite Beamte.

"Ich frage Sie unter vier Augen nochmals: Wie kamen die Dinge in Ihren Koffer?"

"Ich sagte es ja doch, dass ich von allem nichts weiss."

Noch einen Augenblick zögerte Sassberg. Dieses Mädchen mit dem hübschen Gesicht, mit den schuldlos blickenden Augen sollte eine Verbrecherin sein? Und doch, was kam nicht alles schon vor? Er musste die Frage stellen: "Sie haben nichts zu gestehen, Fräulein Rita?"

"Nein, nichts. Ich sage es nochmals, ich bin unschuldig."

"Ich musste die Frage stellen. Sie wissen also nichts. So muss ich Sie ersuchen, mir zu folgen."

Die Unglückliche sträubte sich.

"Beruhigen Sie sich. Das Gesetz fordert diesen Weg. Nicht als Angeklagte kommen Sie mit mir, nur um die Angaben vor dem Untersuchungsrichter zu wiederholen."

Rita bat, nochmals den Toten sehen zu dürfen. Vor der Leiche warf sie sich hin und klagte: "Gib Zeugnis für mich. Du weisst, wer es tat. Sag du, dass ich unschuldig."

Sassberg stand immer mehr vor einem Rätsel. Das alles soll Heuchelei sein und Verstellung? Dann dachte er an das Tuch und den Hammer, an die Pflicht, hob die Kniende empor und sprach: "Es ist Zeit."

Einige Minuten später rollte der Wagen davon, in dem Rita mit den Beamten und dem Arzte Platz genommen.

Als man zwei Tage später den Toten in aller Stille beerdigte, folgte in früher Morgenstunde eine kleine Schar dem Sarge. Die Nichte des Heimgegangenen sass in Untersuchungshaft. Mathilde Körner, vom Unglücksfall sofort verständigt, erklärte nach Worten herzlichster Anteilnahme in einem Briefe an Rita, dass sie von ihrem Sohne nicht weg könne, jedoch sobald wit möglich zurückkehren werde.

Der Alltag ging schon nach einer Woche über das Geschehene gleichgültig hinweg. Nur für eine rannen die Stunden, als kämen sie nimmer vorwärts. Einige der Frauen, die mit ihr die Untersuchungshaft teilten, waren nicht selten ohne jede Rücksicht.

Sagte eine: "Werden es dir schon herauslocken, die Herren vom Gericht, wie weit es mit deiner Unschuld her ist!"

Wiesen andere die Rohe zurück: "Du hast Grund zu reden, du, du. Bist nicht das erstemal da!" —

Fast jede Woche musste Rita vor den Richter. Sie blieb bei ihrer Erklärung: Ich bin unschuldig. Auch als der Richter andeutete, was ein Geständnis das Strafausmass bezüglich bedeuten würde, gab sie nicht das geringste zu.

DIE KRIEGSNOT RUFT

Kriegszeit ist Sparzeit, heisst ein altes Sprichwort. Jeder gute Bürger wird einsehen, dass ein in Kriegsnot liegendes Land auch sparen muss in seinem Landeshaushalt. Sparen an überflüssigen Dingen, um das Notwendigste herstellen zu können.

Helfen wir sparen! Es ist unsere Buergerpflicht!

Kaufen wir Kriegssparzertifikate!

Neben den Spargeldern seiner Bürger braucht das Land auch

ALTMETALLE.

Alteisen und Stahl werden überall gesammelt. Jeder kann sein abgenutztes, auf der Farm herumliegendes Metall zu den Saskatchewan Pool-Elevators, zum Alberta Weizenpool, zur Manitoba Pool Elevators Ltd., zur United Grain Growers Ltd. und zur North-West Line Elevator Association bringen. Dort wird man es ihm für Preise abkaufen, die von der Regierung festgesetzt sind. Helfen wir der Kriegsnot des Landes, es ist nur zu unserem eigenen Nutzen.

"Denken Sie an alles, was gegen Sie spricht," legte man ihr vor.

Sie blieb fest.

Die Zeugnisse, die man über ihr Vorleben eingeholt, lauteten überaus günstig. Witwe Körner, von der Gerichtsbehörde ihres Aufenthaltsortes vernommen, erklärte, selten ein Mädchen kennengelernt zu haben, das auf sie schon in den wenigen Tagen solch günstigen Eindruck gemacht habe. Es sei ihr einfach unmöglich, zu glauben, dass Rita eine solche Tat begehen könne. Der Rechtsanwalt, der dieser beigestellt, ermutigte sie, weil sie ihn dauerte. "Wäre ich doch nie in Onkels Haus gekommen! Ich wollte, alles, alles wäre aus. Was liegt mir noch am Leben."

So klagte sie oft, bis der Schlummer endlich über sie kam.

Hätte ich einen Menschen, der mir helfen möchte! Mit diesem Gedanken schlief sie ein. Und ihr war in einer Nacht, ihre Mutter stünde neben ihr, ganz wie sie war. Mit gütigen Augen sah sie auf ihr Kind und flüsterte: "Einen möchtest du haben, der dir helfen würde? Hast du nicht einen? Steht und geht nicht dein heiliger Engel immer neben dir? Oder hast du vergessen, ihn zu rufen? Hat er auch nur einmal seine Pflicht nicht getan? Siehst du ihn auch nicht, immer ist er neben dir. Nicht selten schickt er jemand, der an seiner Stelle hilft. Auch Menschen können Schutzengel sein in schwerer Not."

Als Rita erwachte, stand noch alles lebendig vor ihr, was sie gesehen und gehört. Keinen Tag hatte Mutter sie schlafen gehen lassen, bevor sie zum heiligen Engel gebetet. Ein inniges Flehen stieg im Traum von den Lippen des Mädchens zum Himmel:

"Heiliger Schutzengel mein, lass mich dir befohlen sein . . ."

* * *

Als am Verhandlungstage Dr. Hannich die Stufen des Gerichtsgebäudes emporstieg, fühlte er plötzlich seinen Arm in dem seines Jugendfreundes, sah dem Mann mit dem schon stark angegrauten Scheitel ins Auge und fragte: "Du heute hier in diesem Hause "

"Ja. Zur Verhandlung gegen Rita Ackermann will ich. Um einige Zeichnungen handelt es sich, um die mich die Zeitung gebeten. Verfolgte die Berichte. Armes Mädel! Du führst ihre Sache; hoffentlich bringst du sie frei."

"Steht nicht gut für sie. Indizienanklage schlimmster Sorte. Dazu Hofrat Sperlich als Vorsitzer."

"Du wirst alles tun für sie. Ich halte sie für unschuldig. Soll ein bildhübsches Mädel sein."

Die Freunde verabschiedeten sich. Kunstmaler Ralph Rutzka trat an den Tisch des Gerichtssaales und fand schon mehrere Vertreter der Presse vor.

Als eine Viertelstunde später der Gerichtshof in den Saal trat, verstummte das Gewirre der Stimmen der Hunderte, die den Raum bis zum letzten Platz und noch in die Gänge hinaus besetzt hielten.

Die Augen aller ruhten auf der Angeklagten, die, von Justizwache begleitet, auf ihren Platz zuschritt. Sie trug ein einfaches Kleid. Ihr einziger Schmuck ein Kreuzchen, das Andenken ihrer Mutter. Auf die Krone ihres goldenen Haares fiel die Sonne, die durchs Fenster kam. Die blassen Wangen verrieten, was die Unglückliche bis zur Stunde gelitten.

Ralph Rutzka sass ihr gegenüber.

Sie erzählt aus ihrem Leben. Eine freundliche Kindheit an der Seite gütiger Eltern. Der Vater Beamter einer südamerikanischen Gesandtschaft, fern den Bergen, wo seine Heimat lag. Mit vierzehn Jahren stirbt die Mutter, ein Jahr später der Vater. Der Nachlass reicht für die Erziehung Ritas in einem Hause der Schulschwestern. Zur Erziehung ausgebildet, findet das Mädchen Stellung in einer angesehenen Schweizer Familie und hört so zum erstenmal auf deutschem Boden die Sprache ihrer Eltern. Man gewinnt sie lieb wie ein Kind des Hauses, und nur schwer und der heimgegangenen Mutter zulieb entschliesst sie sich, der Einladung ihres Onkels Folge zu leisten und ihn für ein paar Wochen zu besuchen. Der herzliche Ton, in dem das Schreiben gehalten, und der Wunsch, die Heimat ihrer Eltern zu sehen, hatten den Ausschlag gegeben.

"Nun sagen Sie uns nochmals, was Sie über jenen 24. Mai wissen."

Rita berichtet. Nicht anders, wie sie es bisher getan, so oft man sie verhört.

Nach ihr Kommissar Sassberg, sein Begleiter, dann der Arzt.

Auf dem Tische liegen das Tuch und der Hammer mit den Blutspuren.

Was sie zu ihrer Rechtfertigung wisse, verlangt man. Wie Hammer und Tuch in den Koffer, in ihren Koffer gekommen, dessen Schlüssel nur sie besass. Auf jede mögliche Weise sucht man sie in die Enge zu treiben, sie bleibt fest.

Der Verteidiger tut, was er kann.

Zum letztenmal wird Rita aufgefordert, zu gestehen.

Keinen Blick lässt Ralph Rutzka von ihr. Die Skizzen, die er auf das Papier geworfen, weisen die notwendigsten Linien. Alles andere will er mit Auge und Seele festhalten, solange die Frist noch währt, und erst dann wiedergeben.

Aus dem Zuhörerraum hinter sich vernimmt er Schluchzen. Sein Herz zittert; dieses Mädchen ist in den Bannkreis seiner Seele getreten wie selten jemand; er weiss nicht warum.

Laut und feierlich bekennt Rita: "Ich bin unschuldig."

Ihr Antlitz leuchtet wie Marmor.

Der Staatsanwalt widerlegt. Der Vorsitzer ist gleichen Sinnes. Der Gerichtshof zieht sich zur Urteilssprechung zurück.

Ralph ergänzt an seiner Skizze, soweit es ihm bei seiner inneren Ergriffenheit möglich. Sein Denken und Mittleid ist bei Rita.

Als der Gerichtshof zurückkehrt, lautet das Urteil: "Schuldig. Acht Jahre schweren Kerker."

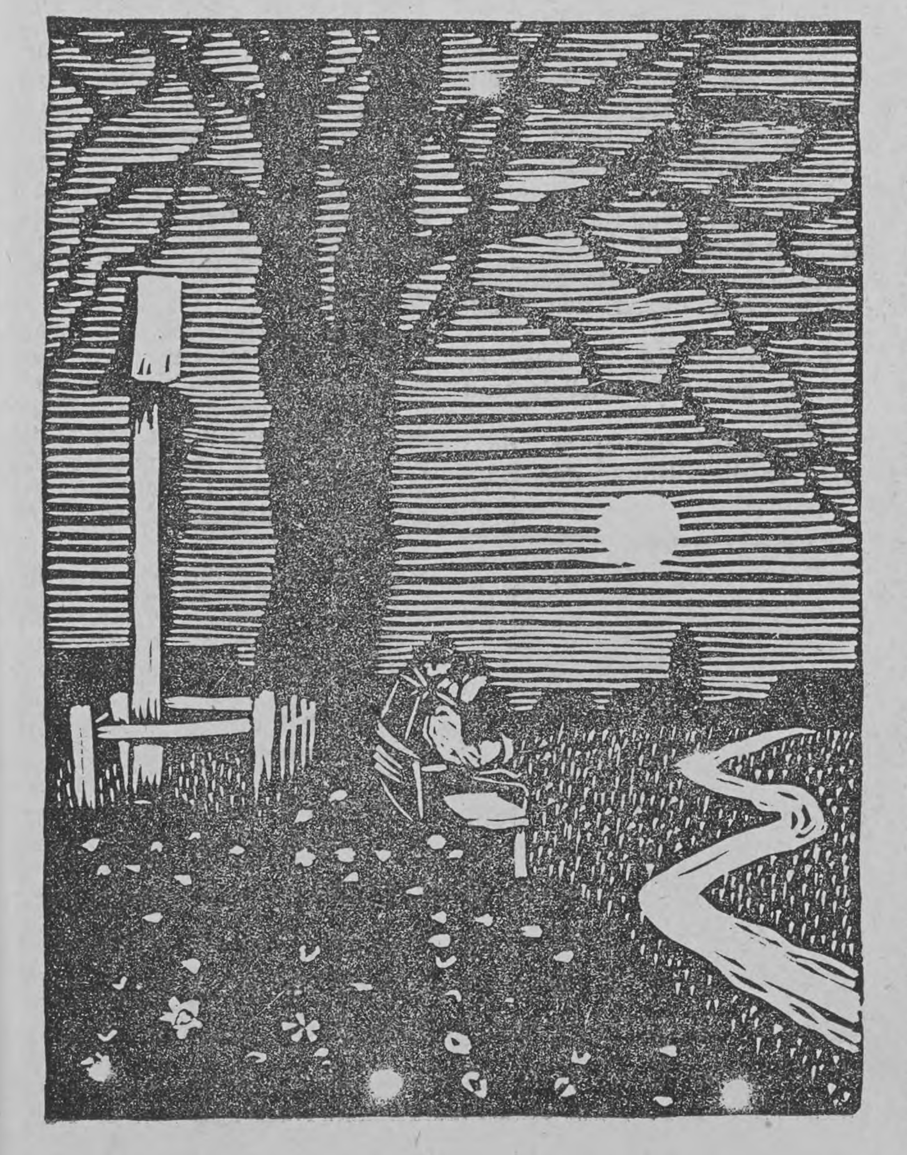
Eine Nadel hätte man fallen hören im Saal.

Rita bricht nicht zusammen. Wie ein Kind hat sie plötzlich die Hände gefaltet. Ihre Augen, tiefste Trauer spiegelnd, ruhen auf der Menge, als müssten sie suchen. Bittend fragt ihre Stimme, die nur antworten sollte, ob sie die Strafe annehme oder nicht: "Ist niemand unter euch, der mir hilft?"

Der Vorsitzer will eingreifen. Sie achtet seiner nicht. Noch inniger hat sie die Hände gefaltet, ihr Blick geht aufwärts, und durch das Schweigen des Saales klingt Ritas Beten, laut und klar:

"Heiliger Schutzengel mein, lass mich dir empfohlen sein . ."

Tränen im Auge sitzt Ralph Rutzka, seine Hände zittern. Die Verurteilte hat den Blick gesenkt. Auf einen schaut sie, starr und bittend wie ein Kind in schwerster Not, auf Ralph. Eine Sekunde treffen sich die Augen beider. Dann führt man Rita fort. —



Drei Tage und den Grossteil der Nacht sass der Künstler vor der Leinwand und schuf am Bilde. Niemand wurde vorgelassen, er lebte nur dem Bilde, an dem er arbeitete wie nie an einem.

Als es am vierten Tage nach dem Urteilsspruche im Schaufenster der ersten Kunsthandlung stand, blieb jedermann ergriffen vor der Szene stehen, die hier verherrlicht war: "Rita beschwört ihren Schutzengel."

Die Verurteilte wusste nichts von allem, und doch war ihr manchmal: Mein heiliger Engel kann mich nicht verlassen. Helfer wird er mir senden, die mir die Rettung bringen. Vielleicht sind sie schon unterwegs.

* * *

Als Ralph Rutzka Erich Welfort, dem bekannten Detektiv, in Wien gegenübersass und den Namen Rita Ackermann nannte, fand er diesen über den Fall bereits unterrichtet vor. Welfort war keiner, der auf Religion und derlei etwas hielt, der Bericht aber, den die Blätter über jene ergreifende Szene im Gerichtssaale gebracht, hatte ihn gefangengenommen. Als ihm der Maler eine Photographie des Bildes zeigte, in dem jener Augenblick festgehalten stand, und bekannte, diese Verurteilte kann nicht schuldig sein, wusste der Detektiv, warum Ralph gekommen, und versprach: "Ich will die Sache in die Hand nehmen."

Noch am gleichen Abend trafen beide mit dem Eilzug in der Provinzstadt ein, wo das Verbrechen geschehen war. Als am nächsten Morgen Welfort beim Gerichtspräsidenten vorsprach, konnte man ihm die Erlaubnis, das verschlossene Landhaus zu betreten, nicht verwehren. Ein Beamter wurde ihm mitgegeben. Jeder Winkel wurde durchsucht, jedes Fenster, jede Türe. Es ging an die Kästen, an die Laden. Umsonst.

Endlich traf sich eine Spur, der man nachgehen könne. Welfort fand, was man überall vergebens gesucht, in einem Buche

das Testament des Ermordeten. Vor mehreren Monaten geschrieben, bestimmte es in Ermangelung anderer Verwandten Witwe Mathilde Körner zur Universalerbin.

"Kennen Sie eine Frau namens Mathilde Körner?" forschte Welfort den Begleiter aus, ohne zu verraten, welch wertvolles Dokument er gefunden.

"Mathilde Körner? Nein. Oder doch. Ich erinnere mich dunkel, den Namen bei der Verhandlung gehört zu haben."

"Vielleicht erschien sie als Zeugin? Denken Sie mal nach. Sie wohnten ja dem Prozesse bei."

"Nein, als Zeugin war sie nicht da. Doch eine Zuschrift lag vor. Ich entsinne mich. Es handelt sich um die Frau, die den Haushalt des Herrn Hofrates durch Jahre geführt und ein paar Tage vor dessen Ermordung zu ihrem schwerkranken Sohne abberufen wurde."

"Ich danke Ihnen. Es ist schon vier Uhr. Wir wollen für heute abbrechen und erst morgen wieder weiterfahren."

Eine Stunde später sass Welfort über den Prozessakten. Nicht unbefriedigt mit dem Bisherigen, bestieg er den Nachtzug, der ihn am Morgen nach der kleinen Stadt brachte, in der Witwe Körner bei ihrem kranken Sohne weilte. Sein Angriffsplan stand fest. Nach elf Uhr klopfte er an die Türe, zu der man ihn wies. Eine Frau noch in besten Jahren empfing ihn. Er beglückwünsche sie zu dem Erbe, das sie sich ehrlich genug verdient habe, und käme zu fragen, ob sie das Landhaus des seligen, unter so tragischen Umständen heimgegangenen Herrn Hofrates selbst beziehen oder veräussern werde. Vom Notar habe er ihre Anschrift erfahren.

"Warum soll ich es nicht verkaufen, wenn Sie mir den Preis zahlen, den ich erwarte? Die Erinnerung an den edlen Mann, der meiner in so grossmütiger Weise gedacht, würde mir den Aufenthalt im verwaisten Hause nur verdüstern. Zudem habe ich hier meinen Sohn, bin hier zu Hause, wozu soll ich also wieder zurück?"

Ohne anzuklopfen, trat ein etwa zwanzigjähriger Bursche ins Zimmer, grüsste den Besucher kurz und setzte sich schläfrig in eine Ecke.

"Wieviel würden Sie mir für den Besitz bieten?" fuhr Frau Körner weiter, des Sohnes nicht achtend, der sich benahm, als wäre er allein.

"50,000 Schilling. Alles in allem."

"Allzuviel ist es nicht, doch . . Ich werde ja sehen, was andere bieten."

"Ich hinterlasse Ihnen meine Anschrift. Wie gesagt: 50,000 Schilling bar auf die Hand."

Der Bursche in der Ecke horchte auf. Welfort liess ihn nicht aus dem Auge.

"Nun leben Sie wohl, Frau Körner, und überlegen Sie nicht zu lange. Die Häuserpreise fallen. Vielleicht sind Sie um mein Angebot noch froh."

Die Frau begleitete den Besucher noch durch den Gang fort.

Welfort kehrte, so leise er konnte, zur Tür zurück und lauschte.

"Natürlich verkaufst du", hörte er die Stimme des Burschen. "Haben wir das Geld, dann fort . . ."



"Hast eigentlich recht. Je früher wir dieses haben, desto besser. Fast reut es mich, dass ich nicht gleich zusagte."

Welfort wusste genug. Ungehört verliess er die Schwelle. Ein paar Häuser weiter las er das Schild eines Arztes. Dem Glück seines Spürsinnes dankend, trat er bei Dr. Kögl ein. Dass er nicht als Patient komme, sondern in viel wichtigerer Sache, war sein Erstes. Ob der Arzt einen jungen Mann namens Körner kenne, der in der gleichen Strasse wohne, sein Nächstes. Natürlich. Wer kenne den Taugenichts nicht! Ob dieser krank sei oder krank war in letzter Zeit? Vor einer Woche habe man ihn zu ihm geholt. Eine Erkühlung, Fiebererscheinungen, ein paar Tage Bettruhe, seitdem sei er längst wieder auf der Strasse und im Wirtshaus. Seine Mutter, die seit einigen Monaten hier, habe sich gebärdet wie eine Närrische. Mit solchem Sohn hätte sie nicht zu viel verloren.

"Herr Doktor, ich las Ihren Namen unter einem Schreiben. Erinnern Sie sich nicht mehr? Sie bestätigten, dass Hans Körner krank liege und seine Mutter durch Pflege verhindert sei, als Zeugin vor Gericht zu erscheinen. Hier eine Abschrift."

"Stimmt."

"War Hans Körner auch früher krank? Um den 24. Mai?"

"Ich wurde nicht gerufen. Vielleicht einer meiner Kollegen."

"Darf ich um deren Namen und Wohnung bitten?"

"Gern."

Welfort war weg. Keiner der drei übrigen Aerzte war um den 24. Mai zu Körner geholt worden. Sicher wisse aber der Meister Bescheid, bei dem der Bursche in Dienst stand. Franz Rotter, Spenglermeister in der Pfarrgasse, soviel er vermute, sagte einer.

Als der Detektiv vor Rotter stand, hörte er diesen lachen: "Der Körner? Gott sei Dank,

dass ich diesen los habe! Immer zu viel Arbeit und zu wenig Lohn sah er. Brauchte Geld für Gasthaus, Vergnügen und weiss Gott wofür noch. Die Gesellen hätte er mir bald durcheinandergebracht. Bis sie ihn kennenlernten. Griff einem von ihnen in die Tasche. Zur Anzeige kam es nicht, aber ich hatte einen Grund, ihm die Tür zu weisen. Mit einem Dieb arbeiten sie nicht zusammen, erklärten die Gesellen. Das war jedoch schon Ende März."

Welfort dankte für den Bescheid und schlenderte durch die Strassen. Die Worte, die er an der Schwelle der Frau Körner erlauscht, hörte er immer wieder: Natürlich verkaufst du. Haben wir das Geld, dann fort!

Sollte er die Leute in der Umgebung ausforschen, ob Hans Körner zu jener Zeit krank gelegen? Wer wird es noch wissen! Soll er die beiden mit der Drohung, sie seien der Tat überwiesen, zu einem Geständnis zwingen? Sie werden ihm ins Gesicht lachen, hat er keine Beweise.

Beweise! Nur Vermutungen, nur Spuren, doch keine Beweise hat er.

Am nächsten Morgen ist er wieder in der Provinzstadt und wieder in Dr. Görlichs Hause. Spengler ist der Bursche, das weist neue Wege. Nochmals werden alle Fenster und Türen geprüft. Im Dachboden lehnt eine Leiter. Sie ist hoch genug, um zur Dachluke zu reichen, die an der Wetterseite ins Freie führt. Was sieht Welfort am Fenster? Ist nicht ein Stück der Scheibe ausgebrochen, durch das eine Hand den Innenriegel zurückschieben und das Fenster öffnen konnte. Es stimmt. Der Mann steht auf der letzten Sprosse, öffnet und tritt auf das Dach. Sieht nach allen Seiten, kommt zur Wasserrinne, an der sich ein Geübter leicht emporarbeiten konnte. Welfort bückt sich. Seine Hand zittert, als er eine Mütze aufgehoben und in deren Innerm auf einem Papierstreifen den Namen liest: Hans Körner — Also doch!

Mit der ihm eigenen Ruhe tritt der Detektiv, von einem Polizeibeamten begleitet, bei Frau Körner ein, die ihn sogleich erkennt. "Gut, dass Sie nochmals kommen. Ich bin mit dem Preis einverstanden."

"Wo ist Ihr Sohn?"

"Mein Sohn? Jeden Augenblick erwarte ich ihn. Was ist mit ihm?"

Welfort wirft ihr die Beschuldigung ins Gesicht: "Er ist der Mörder Dr. Görlichs, und Sie wissen von allem."

"Mein Sohn? Jeder andere eher als der. Und ich soll davon wissen? Gott ist mein Zeuge, ich bin unschuldig."

"Geben Sie Ihr Leugnen auf. Ein Geständnis ist das einzige, was Ihre Lage einigermassen erleichtern kann."

"Ein Geständnis? Bald werden Sie überzeugt sein, dass Sie nicht auf dem rechten Wege sind."

Da öffnete sich die Türe, der Erwartete tritt ein. Trotzig lacht er den Männern ins Gesicht, als sie ihm vorhalten, wessen er beschuldigt ist. Spott um die Lippen, setzt er sich an den Tisch und schreibt seinen Namen auf ein Blatt, wie man es von ihm fordert.

"Kennen Sie diese Schrift?"

Welfort hält ihm einen Streifen hin, der seinen Namen trägt.

"Mag sein, dass es die meine ist."

"Sie ist es. Jeder Strich gleicht dieser hier auf dem Tisch."

"Kennen Sie diese Mütze?"

Der Bursche erblasst. Er erinnert sich, nach jener Tat die Mütze verloren zu haben.

"Nein!" leugnet er.

"Gestehen Sie, es ist besser für Sie. Sie sind ja doch in unserer Hand. Wo ich die Mütze fand? Auf dem Dach neben der Wasserrinne. Sie entfiel Ihnen, als Sie durch die Dachluke, deren Fenster Sie erbrochen, am 24. Mai aus dem Hause Dr. Görlichs flüchteten. Ihre Mutter wusste von allem."

Frau Körner gesteht endlich unter Tränen. Aus Furcht, Rita werde die Gunst ihres Onkels gewinnen und sie um das versprochene Erbe bringen, habe ihr Sohn die Tat vollbracht. Das Telegramm, das sie abberufen, habe sie bestellt gehabt.

"Ihr Sohn war nicht krank?"

"Nein. Aus Vorsicht hütete er zuvor und hernach das Bett. An einem Tage war er hin- und hergekommen."

"Nun gestehen auch Sie", fordert Welfort.

Trotzig schwieg er, leistete aber keinen Widerstand. Erst während der Gerichtsverhandlung gestand er: "Ich brauchte Geld. Ich habe es getan."

* * *

Als am nächsten Vormittag die nötigen Formalitäten vollzogen, wurde Rita aus der Zelle geholt und dem Gefängnisdirektor vorgeführt, der ihr die Freudenbotschaft brachte: "Sie sind unschuldig".

Er stellte ihr Ralph Rutzka und Erich Welfort vor, denen sie ihre Rettung verdanke. Als sie ersterem die Hand reichte, kannte sie ihn wieder. Den Blick voll des Mitleids, der ihren bittenden Blick getroffen, als sie in jener Stunde gefleht zum heiligen Engel, da der Urteilsspruch gefallen, diesen Blick hatte sie nicht vergessen.

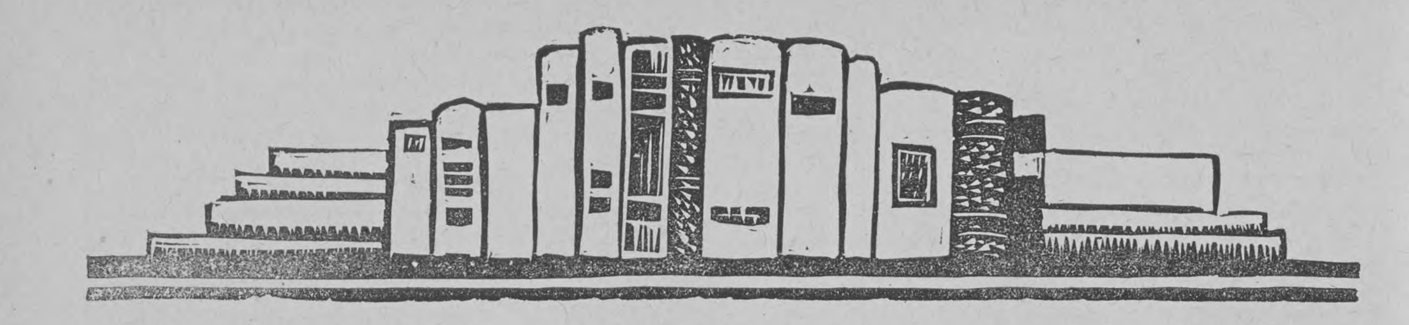
"Mutter hatte recht: Man ist nie ohne Schutzengel. Auch Menschen können Schutzengel werden in schwerer Not!"

* * *

Die schweren Tage der Heimsuchung sind längst vorüber. Draussen vor der Stadt liegt das Haus Rutzkas am Walde. Dorthin hat der Retter das Mädchen geführt. Frau und Kinder sind ihm vor Jahren gestorben. Als Tochter und Hausmütterchen waltet Rita still und freudig im Heim, wie sie es hätte tun sollen im Hause Dr. Görlichs. Wird es einmal Abend im Leben ihres Retters, sollen seine Stunden nicht einsam sein und eine Dankbare ihm die Augen zudrücken.

Im schönsten Zimmer des Hauses hängt ein Bild, das beiden heilig.

Das Bild: Rita ruft in der schwersten Stunde des Lebens ihren heiligen Engel an.



Religion in die Schule?

Von P. Jos. Schneider O.M.I.

Wir Katholiken sagen JA; um jeden Preis und sobald wie möglich! Denn zur wahren Erziehung gehören nun einmal jene Lehrgegenstände, die im Leben von entscheidender Bedeutung sind. Dazu gehört aber die Erkenntnis und Furcht Gottes. Wir wissen und fühlen das. Wenn wir uns fragen, warum wir im täglichen Leben gegen Sünde und Gemeinheit kämpfen; warum wir des Nächsten Leben und Eigentum und guten Namen achten, dann steigt wie von selber die ewige Verantwortung vor uns auf; der Wille Gottes als des höchsten Gesetzgebers, die Furcht vor Seinem ewigen Fluchurteil; die Freude an Seinen Geheimnissen; das furchtbare Entweder-Oder eines glücklichen oder unglücklichen Schicksals in der andern Welt. Nur das hält uns auf dem engen und dornigen Pfad. Diese Tatsache fand man z. B. in den Briefen mancher Inflationsopfer nach dem letzten Krieg. Die Geldentwertung brachte damals so manche vornehme Leute über Nacht an den Bettelstab. Not und Verzweiflung starrte sie an. Sie dachten an Selbstmord. Was hielt sie zurück? Nach ihrem eigenen Geständnis war es der Glaube an Gott und an die Ewigkeit. Wenn einmal diese Rücksichten fallen, dann fällt zugleich das Ideal der Busse, des Opfers und des harten Lebens. Dann stürmen Welt und Fleisch und Teufel auf uns ein und raunen uns in die Ohren: "Sei doch nicht so dumm; mach dir das Leben hier recht schön, kein Jenseits gibt's, kein Wiedersehen." Dann geht man allem Schwierigen aus dem Weg und wählt nur noch das, was Lust verschafft. Und die Gebote? Sie hören mit einem Schlag auf göttliche Satzungen zu sein, hinter denen ein heilig-verpflichtender Gotteswille steht. Sie werden zu menschlichen Abmachungen; zu gesellschaftlichen Rücksichtsformeln; zu humanitären Menschlichkeitsduseleien ohne zwingenden Ernst. Sie schrumpfen alle zu dem einen höchsten Gebot zusammen: Tu, was du willst, nur lass dich nicht erwischen! Dass es so ist, beweisen die Zahlen vom Verbrechertum in den verschiedenen Ländern; sie wachsen in demselben Mass als die Religion abnimmt. Sie sind z. B. in den letzten 10 Jahren auf amerikanischem Boden um 59% gestiegen. Im Jahre 1941 sind sie wiederum angewachsen, so dass jetzt alle 20 Sekunden ein Raub, Mord oder Diebstahl begangen wird trotz ständig verschärfter Polizeikontrolle. Und die schlimmsten Missetäter sind die Jugendlichen zwischen 17 und 21 Jahren, die aus den entchristlichten Schulen hervorgegangen sind.

Für die Richtigkeit unsrer Behauptung sprechen auch die Erfahrungen der Gefängnis- und Zuchthausseelsorger. Ihr Befund stimmt darin überein, dass von 100 Strafgefangenen die meisten nicht getauft sind; dass sie keine religiössittliche Erziehung im Elternhaus genossen; dass sie in Einkinderfamilien aufgewachsen, wo Zank und Streit an der Tagesordnung waren und der eheliche Zwist in gegenseitiger Untreue und zuletzt in Ehescheidung endete.

Der innere Zusammenhang zwischen Gottlosigkeit und Verbrechen ist von klarsehenden Geistern aller Jahrhunderte erkannt und anerkannt worden. So sagt schon der berühmte Plato (um 400 vor Christus): Es ist leichter, Städte in die Wolken zu bauen als ein Volk ohne Religion zu erziehen. Und Förster, ein moderner Beobachter auf dem Gebiete der Erziehung, behauptet: Jeder geschlossene oder zerstörte Gottestempel zieht als Folge die Errichtung eines Narrenhauses nach sich. Gefängniswärter und Aufseher unterstreichen diese Feststellung. So hat Warden Lawes von Sing-Sing vor wenigen Jahren in einem Buch seine Beobachtung veröffentlicht, dass von jedem Hundert all der Schwerverbrecher, die durch seine Hände gingen, nur bei einem einzigen die Religion eine gewisse Rolle spielte.

Wer könnte sich all diesen Zeugnissen verschliessen? Offenbar keiner, der noch ein wenig

Verstand hat. Und doch zieht man nicht die nötigen Folgerungen aus diesen Darlegungen. Warum? Weil man nicht sehen will! Bewusste und gewollte Blindheit sind dabei im Spiel; vielleicht eine greisenhafte Müdigkeit und Hoffnungslosigkeit unsres freidenkerischen Zeitalters. Statt sofort die nötigen Schritte zu tun, um die Jugend mit Gottesfurcht und Gottesliebe zu erfüllen, schiebt man die Frage auf die lange Bank. Man disputiert und debattiert und so vergehen eine Woche nach der andern und ein Jahr nach dem andern und nichts geschieht, um dem allgemeinen Verfall zu steuern. Und mittlerweile natürlich streut der böse Feind seinen Unkrautssamen. Die gottlosen Lehrer an den Collegien und Universitäten lehren Nietzsche und Freud. Ein gottentfremdetes Geschlecht wächst heran, das für die altchristlichen Formen von Ehe, Familie, Gesellschaft und Kirche nur noch ein verächtliches Lächeln aufbringt.

So hat man noch im Frühjahr 1942 auf der Schulvorsteherversammlung in Moose Jaw, Sask. unsre Frage diskutiert. Man hat auf verschiedenen Lehrerzusammenkünften darüber verhandelt. Manches Schöne und Ernste ist dabei gesprochen worden; zu einer entschiedenen Stellungsnahme ist es nicht gekommen.

Einige meinten, der Religionsunterricht gehöre in die Kirche. Als ob der Allerhöchste sich in vier Mauern hineinbannen liesse! Als ob nicht alles Wissen um IHN kreisen müsste! Wenn unsere Schulgebäude gut genug sind zum Tanzen, zu politischen Wahlversammlungen, zu Frauenarbeiten für's Rote Kreuz, warum sollten sie nicht gut genug sein für die Wissenschaft der Wissenschaften! Einige glaubten betonen zu müssen, der Lehrplan erlaube keine Zeit für Religion. Und dabei wird nach dem Urteil aller Sachkenner Zeit verschwendet auf allerlei unnütze und überflüssige Dinge! Und die Saskatchewan Ladies' Association wollte noch 1936 Kurse einführen über Luftschifferei, ja sogar über geschlechtliche Aufklärung. Und die ist doch nach den Erklärungen der Päpste eine solch delikate Sache, dass sie unter keinen Umständen zu einem allgemeinen Unterrichtsfach erniedrigt werden darf!

Schliesslich meinte man, die Einführung der Bibel in den Schulbetrieb hätte gar keinen Zweck, denn es gäbe zu viel verschiedene Bibeln! Die Wahrheit ist, es gibt nur eine Bibel, aber leider Gottes viele Auslegungen des einen Gotteswortes. Freilich nicht in der kathol. Kirche. Da gibt es eine einzige Bibel mit einem Sinn, für den der Heiland selber sich verbürgt hat. "Die Gewalten des Irrtums", sagt Er, "werden meine Kirche nicht überwältigen; denn Ich bin bei euch alle Tage bis zum Ende der Zeiten." Die vielen Ausdeutungen der Bibel gibt's nur dort, wo kein Papst als Sprachrohr Jesu Christi und des Hl. Geistes Meinungsstreitigkeiten entscheidet, weil jeder sein eigener Papst sein will. Trotz allem bleiben wir dabei: die Bibel in die Schule! Denn wenn die Kinder auf nichtkatholischer Seite dann auch nicht die volle Wahrheit hören, dann hören sie wenigstens einiges davon. Und wenn ihnen der Gottmensch nicht in Seiner ganzen Majestät vorgestellt wird, dann erhalten sie wenigstens einige Strahlen Seiner überwältigenden Persönlichkeit. Und wenn nicht der ganze ungeheure Ernst des ewigen Entweder-Oder auf ihre Seelen spielt, dann wenigstens ein matter Abglanz davon. Und ein wenig vom Guten ist immer besser als garnichts. Ein paar Goldkörner sind immer besser als gähnende Leere; einige Lichtstrahlen besser als totale Finsternis. Deshalb Religion in die Schule und zwar sofort! Warum morgen und immer wieder morgen; warum nicht heute noch das Ende unsrer Schmach! Man spricht so gern und salbungsvoll von "education"; ich sage: so lange die Religion kein Bürgerrecht in unseren Schulen hat, betreiben wir nur MIS-education. Denn nur in ihr findet die Erziehung ihr Ideal, ihr Motiv und ihre durchschlagenden Mittel zum Ziel.

Als Ideal der Erziehung stellt uns die Religion keine sterbliche Grösse vor Augen; keinen der Sänger, Dichter oder Fürsten von zweifelhaftem Ruf und voll menschlicher Schwäche. Ihr Ideal ist der Gottmensch. "Eine einzige verlorene Schlacht", ruft Napoleon aus, "vernichtet uns und zerstreuet unsre Freunde. Meine Heere haben mich vergessen noch zu meinen Lebzeiten. Betrachtet nur das Schicksal dessen, den man noch vor kurzem 'den Grossen' nannte! Welch ein Abgrund zwischen meinem Elend und der ewigen nimmerendenden Herrschaft Jesu Christi!" Christus lebt! Zu Ihm muss der junge Mensch aufschauen und an Ihm sich bilden.

Wir brauchen ein durchschlagendes MOTIV der Erziehung und des tadellosen Betragens. Sind wir nicht Engel mit gestutzten Flügeln? Werden wir nicht täglich vom Fieber der Erbsünde geschüttelt? Da hilft keine whisperbox in der Klasse; oder ein Goldsternchen an der Tafel; oder eine scholarship. Um da Gehorsam zu erzwingen, muss etwas Gewaltiges in die Wagschale geworfen werden. Die Religion tut's. Es ist der ewige Segen oder ewige Fluch des Allerhöchsten selber. Es ist das "Kommet zu mir" des ewigen Richters oder das "Weichet von mir in's ewige Feuer!"

Die Reiligon hat auch die einzig wirksamen Mittel zur fruchtbaren Erziehung. Wer soll uns stützen in unserm wankenden Streben nach den

---

Das wär' ein Gram, wenn alle Glocken
An einem Morgen tief erschrocken
Von selbst erklängen: "Gott ist tot!"
Erst stünde jeder, wie erschlagen, still,
Dann Weinen, Beten und Geschrei voll Not,
Weil ihn ein jeder auferwecken will!

Gustav Schüller.

Sternen? Hinunter geht's so leicht und hinauf so schwer! Woher kommt uns der Mut zum Aushalten? Die Kraft zum Aufbruch, Durchbruch und Umbruch? Da versagen alle menschlichen Hilfsmittel. Da muss wiederum der Heiland eingreifen mit überirdischer Gewalt. Muss im Gebet zu uns sprechen und uns versichern, dass Er bei uns ist. Muss in den Sakramenten uns Trost und Heilung in die müde Seele giessen. Von Ihm allein gehen jene Energien aus, die uns schliesslich gesund machen.

Die Religion gibt uns die einzig richtige Lebensauffassung und den rechten Lebensinhalt. Sie lehrt uns, dass wir für GOTT geschaffen sind. Dass diese dunkle Erdenpilgerschaft das Tunnell ist zum ewigen Licht. Sie ruft uns das 'per aspera ad astra' zu: auf dornigen Pfaden zu den Sternen! So wird sie zum Kompass für's Leben. Wird zu einer Quelle des Segens, der Weisheit und der wahren Bildung.

Das klingt alles ganz anders als alles, was unsre armen Schulbücher den Kindern vormachen. Sie reden ihnen zu einseitig von Civics, Hygiene und Etiquette. Zu feige, um in Sachen des sechsten Gebotes den Finger auf den wunden Punkt zu legen, reden sie von oftmaligem Baden! Das Wort Keuschheit wird aus Ratlosigkeit und Verzweiflung nie erwähnt. Wahrlich ein Abgrund von geistiger Oede und Nacht.

Deshalb Religion in die Schule, und zwar sofort!

Eine Monatsheilige

Die heilige Rosa von Lima.

Rosa stammte aus einer spanischen Familie und war geboren zu Lima in Peru, im Jahre 1586. Von frühester Jugend an war sie schon sehr streng mit sich selbst, fastete dreimal die Woche bei Brot und Wasser und genoss die anderen Tage nur schlecht gewürzte Kräuter, schlief nur auf harten Brettern, einen Stein unter dem Kopfe.

Durch ihre Schönheit fürchtete sie anderen Anlass zur Sünde zu sein. Deshalb rieb sie ihr Angesicht und ihre Hände mit der Rinde und dem Pulver des indianischen Pfeffers, um die Lebhaftigkeit der Farbe zu mindern. Nicht damit zufrieden, sich gegen äusserliche Feinde der Sinnlichkeit zu bewaffnen, bemühte sie sich auch, sich selbst abzusterben und die Eigenliebe in ihrem Herzen als die Quelle der anderen Leidenschaften zu kreuzigen.

Die heilige Rosa siegte darüber durch tiefe Demut und vollkommene Verleugnung ihres eigenen Willens. Sie gehorchte ihren Eltern in den geringsten Sachen und auf das genaueste und erbaute jeden durch ihre Gelehrigkeit und ihre Geduld in allen widrigen Zufällen. Ihre Eltern gerieten durch Unglück an den Bettelstab, und sie musste sich als Magd verdingen. Ihrem Dienste oblag sie mit grösster Emsigkeit, ohne die innere Gemeinschaft mit Gott zu unterbrechen. Die weltlich gesinnte Mutter plagte sie unaufhörlich mit Heiratsvorschlägen. Sie aber hatte längst ewige Jungfräulichkeit gelobt, und obwohl ihr schwer zugesetzt wurde, blieb sie ihrem Gelübde treu. Um alle ferneren derartigen Zumutungen abzuschneiden, trat sie in ein Kloster vom dritten Orden des hl. Dominikus. Nun verschärfte sie ihre Bussübungen in erstaunlichem Grade. Wegen ihrer ausserordentlichen Busswerke und häufigen Verzückungen wurde sie als Heuchlerin, als Irrsinnige und Besessene verschrien. Auch ihr Beichtvater tadelte sie. Doch sie hielt aus. Und eben dadurch machte Gott ihre Tugend vollkommen. Sie starb im Jahre 1617, erst 31 Jahre alt, nach langer und schwerer Krankheit.

Weihwasser

Woran erinnert uns die Besprengung mit Weihwasser bei Beginn der sonntäglichen Pfarrmesse?

Dieselbe erinnert uns:

1) an unsere Heiligung durch die Taufe;
2) an die Reinheit des Gewissens, womit wir der hl. Messe beiwohnen sollen.

Sollen wir auch sonst noch das Weihwasser gebrauchen?

Ja: der fromme Christ nimmt Weihwasser sowohl in der Kirche wie zu Hause, damit Gott ihn durch das Blut Christi immer mehr reinige und in allen Gefahren beschütze.

"Fest-Katechismus".

Ordens-Jubiläum des hochwürdigen Paters Leo Gabriel O.M.I.



Von P. Ph. Funke, O.M.I.

Am 15. August feiern wir wiederum eines der seltenen Feste in der Geschichte unseres canadischen Westens: **ein Goldenes Ordensjubiläum!** Der hochw. Pater Leo Gabriel feiert an diesem Tage den 50. Jahrestag seiner Ordensgelübde als Oblate der Unbefleckten Jungfrau Maria. Mit seinen Pfarrkindern von Southey vereinigen sich an diesem Tage um ihn, wenigstens im Geiste, die Mitglieder seiner Ordensprovinz, der St. Marien-Provinz von Regina, sowie seine zahlreichen anderen Freunde des Welt- und Ordensklerus, welchen die stille und treue Arbeit des guten Pater Gabriel seit langen Jahren bekannt ist.

Pater Gabriel hat ein reiches und arbeitsvolles Leben hinter sich. Seine Heimat war Lothringen, das tief katholische Land welches so viel Priester- und Missionar-Berufe der Kirche geschenkt hat. Seine ersten Studien machte er in St. Karl in Holland, der Missions Anstalt der Oblaten, welcher praktisch alle älteren Patres unserer Provinz ihre erste Erziehung verdanken. Er erhielt dort, wie sie, diese tiefe Liebe zu ihrer geistigen Familie, dem Oblatenorden, welche heute noch die alten "St. Karler" in der ganzen Welt und besonders hier in Canada sowie in der Belleville-Provinz der Vereinigten Staaten zusammenschliesst. Wie wir alle, machte auch er sein Noviziat in St. Gerlach, Holland, und legte dort in der kleinen Kloster-Kapelle, seine ersten Gelübde ab. Seine theologischen Studien machte er im alten Oblaten-Scholastikat zu Lüttich in Belgien.

Der Gehorsam legte ihm dann das erste grosse Opfer auf: er sollte Eltern und Heimat verlassen, um sich der Missionsarbeit unter den Eingebornen Ceylons zu widmen. Dort, in den Urwäldern der "Perle von Indien" hatten sich blühende Oblatenmissionen entwickelt, und viele Missionare, auch deutscher Abstammung, arbeiteten an der Bekehrung der Singalesen und Tamulesen dieses uralten und doch so wenig bekannten Landes. Nach langer Seefahrt und Reisen durch die Urwälder dieses Tropenlandes gelangte er an seiner Arbeitsstätte an: der letzten und verlassensten Missionsstation des Missionsgebietes; weit von allen Städten und Ansiedelungen der Weissen, weit weg von allen Mitbrüdern, mutterseelenallein musste er jahrelang sich der Bekehrung dieser Eingeborenen widmen. Dort lernte er dieses stille und "unbekannte" Arbeiten, welches ein Charakterzug der ganzen Lebensarbeit unseres lieben Patres werden sollte.

Doch Ceylon sollte unseren Pater nicht für das ganze Leben festhalten. Die deutsche Einwanderung begann im Westen Canadas, und der Oblatenorden suchte nach eifrigen Priestern, welche sich der verlassenen Einwanderer annehmen sollte. Auch nach Ceylon ging der Ruf um Hilfe für die Prairien des Westens, und Pater Gabriel erhielt seine zweite "Obedienz": Aus dem "Paradies der Erde"—in die "Eiswüste" des Canadischen Westens. Gehorsam verliess der Pater sein liebgewonnenes Arbeitsfeld, und bald war er in Grayson, Sask. um den ersten Patres in der Organisation der neuen deutsch Canadischen Gemeinden zu helfen. Die "Grayson-Linie" blieb dann sein Missionsfeld bis heute. Grayson, Killaly, Lemberg, ‚Strassburg, Kronsberg, Silton, usw. sahen seine ersten Arbeiten; endlich gründete er die Pfarrei von Southey, deren erster und einziger Priester er wurde und geblieben ist. Fast dreissig Jahre hat er an dem Aufbau dieser Pfarrei gearbeitet. Arm und hart war der Anfang, und arm und hart war sein Leben und ist es bis heute noch. Sein ganzes Streben war, seinen Pfarrkindern nach und nach eine schöne Kirche zu verschaffen, und dieselben zu einer wahrhaft christlichen Gottesfamilie zu erziehen. Beide Bemühungen, für die er alles andere geopfert hat, sind mit Erfolg gekrönt worden. Eine der schönsten Kirchen des Westens hat er in Southey errichtet und schuldenfrei gemacht, und sieht heute um sich eine gut-organisierte Pfarrei, welche mit Liebe, Ehrfurcht zu ihrem alten Seelsorger aufschaut, und ihm dankt für den Schatz des heiligen Glaubens, den er ihnen erhalten hat. Sie wissen, welche Opfer

ihr Pfarrer in all diesen Jahren für sie gebracht hat, wie arm und selbstlos er unter ihnen gelebt, wie er sich den Bissen vom Mund abgespart hat, um ihnen die Bezahlung ihrer Kirche leichter zu machen.

Aber auch seine Mitbrüder schauen mit Ehrfurcht und Bewunderung auf zu seinen weissen Haaren. Pater Gabriel ist allen das Ideal eines wahren selbstlosen Priesters und eines treuen Mitbruders, der ein Herz hat für Alle, ein freundliches Wort für Jeden und bereit ist zu jedem Dienste.

Mit seinen Pfarrkindern von Southey und den vielen Freunden in den andern Gemeinden, in welchen er früher gearbeitet hat, vereinigen sich daher alle Mitglieder der St. Marienprovinz, um unserem guten alten Pater Gabriel unsere herzlichen Glückwünsche darzubringen, und um ihm, der so "Still und Treu" so lange in unserer Mitte gearbeitet hat, Gottes Jubiläums - Segen auf sein ganzes Leben herabzuflehen.

Ad Multos Annos.

Des Waisenvaters goldenes Jubiläum.

Pater Wilhelm Brueck O.M.I., der in ganz Saskatchewan bekannte Waisenvater von Prince Albert, Sask., hat versucht, sein am 15. August stattfindendes goldenes Ordensjubiläum zu verschweigen. Von verschiedenen Seiten wurde unsere Redaktion jedoch auf dieses Fest aufmerksam gemacht. Der Marienbote liegt zwar schon im Druck, das soll uns aber nicht hindern, auch unserem lieben Pater Brueck unsere herzlichsten Segenswünsche auszusprechen. Wenn sich jemand einen öffentlichen Segenswunsch verdient hat, dann ist es Pater Brueck, der so wenig Zeit hat, an sich selbst zu denken. Es ist uns leider nicht gelungen, auch noch ein Bild des Jubilanten in unsere Hände zu bekommen, das wir hier veröffentlichen könnten. Wir werden das aber so bald als nur möglich nachholen.

Pater Wilhelm Brueck O.M.I. war geboren im Jahre 1872. Seine ersten Studienjahre verbrachte er in St. Karl, Holland. Von dort ging er nach St. Gerlach, wo er 1891 eingekleidet wurde und ein Jahr später, also vor fünfzig Jahren, seine ersten Ordensgelübde ablegte. Gleich nach seinen ersten Gelübden meldete sich Pater Brueck O.M.I. als Freiwilliger nach Canada. Er kam hierher, studierte in Ottawa Philosophie und Theologie, und wurde 1897 zum Priester geweiht.

Als junger Priester kam Pater Brueck O.M.I. zum Bischof Pascal in das damalige Apostolische Vikariat Saskatchewan. Seine ersten Jahre verbrachte er auf einer Indianermission, bis er dann nach Prince Albert kam, wo er bis auf den heutigen Tag verblieb.

In Prince Albert gründete Pater Brueck O.M.I. das jedem Saskatchewaner Katholiken bekannte katholische Waisenhaus. Mit zwei Kindern fing das Waisenhaus an. Heute sind es rund siebzig Waisen, die dort von Pater Brueck O.M.I. verpflegt und erzogen werden. Welche Sorgen und Kämpfe damit verbunden sind, hat uns Pater Brueck in der Januarnummer unseres Marienboten selbst erzählt.

Es hat uns einmal jemand gefragt, warum Pater Brueck O.M.I. nicht öfter über sein Waisenhaus im Marienboten schreibe. Wenn unsere Leser nur wüssten, wieviel Papierbogen der Pater Brueck O.M.I. tagtäglich vollschreiben muss. Seine Waisen wollen essen, wollen bekleidet sein, brauchen Schulbücher, brauchen ärztliche Hilfe, müssen ein warmes Haus haben. Und alles das ist seit dem Jahre 1900 Pater Bruecks Sorge, die er sich durch unzählige Bettelbriefe zu erleichtern sucht.

Möge Gottes Segen Pater Brueck's Werk begleiten. Im Namen aller Oblatenpatres und aller Marienbotenleser sprechen wir ihm hiermit unsere herzlichsten Glückwünsche ..aus. Und sollte ihm dieser oder jener unserer Leser eine kleine Waisenhausgabe als Jubiläumsgeschenk zuschicken: P. Brueck O.M.I. würde sich über nichts mehr freuen als über das.

Christus, der Anfang und das Ende von allem.

Im ganzen Lande Schweden gibt es kaum ein paar tausend Katholiken. Aber eine Reihe von schönen Kirchen aus der katholischen Zeit sind dort zu sehen. Die berühmteste Kirche ist in Lund. Wegen der Uhr in dieser Kirche kommen jeden Mittag um 12 Uhr Leute aus aller Herren Länder. Im oberen Teile der Uhr sitzt die Muttergottes mit dem Jesuskind. Die Heiligen Drei Könige kommen vorbei und huldigen Mutter und Kind. Wahrhaftig ergreifend aber ist die Melodie, die das Uhrwerk dabei spielt. Es ist ein mittelalterliches Weihnachtslied. Es ist das Lied, das himmlische Jünglinge einst Heinrich Suso vorgesungen haben sollen, um ihm eine Freude zu machen in seinen vielen Leiden. Es ist zum Teil lateinisch, zum Teil deutsch und schliesst mit den Worten der Geheimen Offenbarung: "Alpha bist Du und O" (Apc. 21, 6). Das ist der erste und letzte Buchstabe des griechischen Alphabetes und bedeutet: "Jesus Christus ist Anfang und Ende von allem."

Der Segen der Volksmission

Das Abhalten einer Volksmission in einer katholischen Gemeinde ist im allgemeinen nicht solch ein Ereignis, das die Aufmerksamkeit weiterer Kreise als die der daran Beteiligten auf sich zieht. Es kann aber auch der Fall eintreten, dass eine solche Mission oder — besser gesagt — der Bericht über dieselbe auch den Katholiken anderer Gemeinden von Interesse und geistigem Nutzen sein kann.

Die kleine Missionsgemeinde St. Elisabeth bei Gravelbourg, Sask., hatte das Glück u. die Gnade, eine solche Veranstaltung zu geniessen. Geniessen? Ja, es war ein Genuss im wahrsten Sinne des Wortes. Noch lange werden die herrlichen, aufklärenden und vor allem aufmunternden Worte des Missionars in den Seelen der Zuhörer klingen und segenspendenden Nutzen bringen.

Die Missionsgemeinde St. Elisabeth wurde im Jahre 1912 von dem im letzten Jahre verstorbenen Pfarrer Jakob Wilhelm gegründet, der sie einige Jahre lang neben anderen Gemeinden bediente. Nach ihm haben eine Anzahl Priester unsere Gemeinde versehen, von denen wir ganz besonders Pater J. Reibel und Pater V. Fehrenbach erwähnen möchten. Letzterer betreute St. Elisabeth zwölf Jahre lang.

Infolge des ewigen Priestermangels hier im Westen mussten verschiedene Aenderungen vorgenommen werden. Zum Leidwesen der St. Elisabethgemeinde war aber kein deutschsprechender Seelsorger für die sozusagen ganz deutsche Gemeinde mehr zu haben. Die älteren Mitglieder der Gemeinde empfanden das sehr bitter und des öfteren konnte man Gruppen belauschen, die einander klagten, was sie in religiöser Beziehung verloren hatten. Um ihnen über diesen Verlust wenigstens ein wenig hinweg zu helfen, liess Pater Moquin, der jetzige Seelsorger St. Elisabeth's, im vorigen Jahre eine Mission durch den als Volksmissionar bekannten Redemptoristen Pater Mayer abhalten, die ein wirklicher Erfolg war. Leider predigte Pater Mayer nur in englischer Sprache, so dass den älteren Gemeindekindern wieder einmal nicht genüge getan war. Vieles seiner ausgezeichneten Predigten ging ihnen verloren, da sie eben, der Landessprache nicht mächtig, nicht alles fassen konnten.

Dieses Jahr kam Pater Moquin auf den Gedanken, auch den älteren Gemeindekindern einmal etwas Aussergewöhnliches zu geben. Er lud den jedem Leser des Marienboten sehr gut bekannten Pater Josef Schneider O.M.I. ein, nach St. Elisabeth zu kommen und dort eine Mission in deutscher Sprache zu predigen. Eine ganze Woche lang hatten wir Gelegenheit, in unserer lieben Muttersprache über die Lehren der katholischen Kirche unterrichtet und den heutigen Verhältnissen gemäss aufgeklärt zu werden. Wohl zu keiner anderen Zeit war das notwendiger als gerade heute, da die Welt in Krieg und Flammen steht und die Religion in gewissen Ländern unterdrückt und beschmutzt wird.

Wenn unsere Kirche während der Missionspredigten auch nicht so gepresst voll war wie im vergangenen Jahre: Der Erfolg war deswegen nicht geringer. Jüngere Leute und alle, die der deutschen Sprache nicht mächtig sind, so wie auch viele Auswärtige, die voriges Jahr da waren, blieben der Mission aus verständlichen Gründen fern.

Pater Schneider hat es ausserordentlich gut verstanden, die Aufmerksamkeit der Zuhörer auf sich zu ziehen, sprach meisterhaft überzeugend und zu gleicher Zeit leicht verständlich. Des öfteren konnte man die Bemerkung hören — auch von Andersgläubigen: "Das kam ihm wirklich vom Herzen, und es geht auch zu Herzen."

Pater Schneider benutzte auch die Gelegenheit, nicht nur unsere, aber alle deutschsprechenden katholischen Gemeinden auf den Priestermangel aufmerksam zu machen. Er bewies uns, dass die Schuld des Priestermangels, besonders auch des Mangels an deutschsprechenden Priestern, zum grossen Teil im Volke selbst zu finden ist. "Gebt uns eure Söhne, und dem Mangel an deutschsprechenden Priestern kann abgeholfen werden", rief er. Und des weiteren sprach er davon, wie die Landesbischöfe die deutschsprechenden Katholiken immer wieder auffordern, doch zur Einsicht zu kommen und den Notschrei nach deutschsprechenden Priestern abschaffen zu helfen. Die vielgebrauchte Ausrede, es fehle an nötigen Mitteln zum Studium, wurde von Pater Schneider als nichtentscheidend widerlegt. Es gibt heute Organisationen, die auch den Minderbemittelten verhelfen, das Priestertum zu erreichen. Die Oblaten selber haben in dieser Beziehung Vorsorge getroffen, man möge sich nur um Auskunft an sie wenden.

Wir schliessen den Bericht mit einem herzlichen "Gott vergelt's" dem hochwürdigen Herrn Missionar für all seine Arbeit und Mühen. Möge Gott ihm alles bezahlen.

F. Kratzer.

Wie kurz ist das Dasein des Menschen auf Erden! Er geht fort, und Bäume und Sträucher überleben ihn.



VOM Schusterseppel

Liebe Leser und Leserinnen.

Ich hob noch keine Dreschzeit net mitgemocht, wo desch net unnerschiedliche stories vorkomme sind. Do bin ich einmol uf die Farm gange um bei die Dresch zu helfe, und sollermole hob ich den Behmer Ferdinand gemiet. Soller Behmer Ferdinand is ein Mann gewest wie ein Baum so gross und wie ein Ross so stark. Ober er hot iemmer Aengste vor die Geschter g'hat. Allemol wenn es fienschter worde isch, is er hamgesprunge, und keine Dresch und keine anre Orbeit net hot ihne zurickholle könne. Die Mannsleit, mit was welle ich soller mole uf der Dresch g'west bin, sein schon wietieg worde uf dene Ferdinand, vonwege weil er iemmer hamgange is, bevor dass die Sonne unnergonge wor. Und nochher hen mir denn seine Orbeit tue miesse.

Eimol, es wor grad uf'n Samstog und mir wore vorm dinner fertig mit der Dresch bei einem Farmer und hen gedenkt, erscht am Montog uf'ner anrer Farm mit die Dresch weiter zu schoffe, an sollen Samstog also hot der Fredinger Kasper zu die Mannsleit g'sogt:

"Leit", hot er g'sogt, "desch tut net schoffe mit dene Ferdinand. Ich werd seine Orbeit net mehr tue. Geschter is er wieder mol hamgesprunge bevor desch mir fertig wore. Heit ober werd ich ihn fixe. Heit werd ich ihm eimol die Geschter zeige, dem Ochs dem ängschtigen."

Die Mannsleit, unner was welle Mannsleit auch ein poor von die junge Bube wore, hen neigierig zug'hert und hen gefrogt:

"Was wollt's ihr denn moche? Wie wollt's ihr ihm die Geschter zeige?"

Do hot denn der Kasper g'sogt:

"Ich tu eire Hilf breiche, Leit. Ich tu den Ferdinand heit einlode mit mich uf die town zu gehe. Und dort werd ich ihn festholle, bis desch es Nacht werd. Und nochher, uf'm Hamweg, werd einer von die Bube, was mir helfe will, mit ein weisses Tuch ieber die road laufe und werd dem Ferdinand nochspringe, bis das der kein Wind net mehr kriegt."

Die Bube, wie die solles g'hert hobe, sein wie wietieg worde vor lauter Freid und hen geschriee, wie desch sie alle miteinand mitmoche wolle. Und der Kasper hot denn einen von die Bube den Ufftrog gebe, noch zehn Uhr mit ein weisses Tuch uf'm Puckel bei der crossing, vier Meile east von der town, uf den Ferdinand und uf den Kasper mit seine Freind zu worte.

Noch'm dinner isch dann der Kasper zum Ferdinand h'niebergange, und mit den Kasper sein sechs Bube gewest. Die hen denn den Ferdinand eingelode mit uf die town zu gehe. Und der Ferdinand is mitgange. In der town sein sie zuerscht ins beerparlor gonge, nochher sein sie in die stores rumg'huckt, und noch'm supper, was welles supper sie beim Chinaman gesse hobe, sein sie h'nieber in dene poolroom. Dorten hen sie pool gespielt. Und wie sie beim Spiele wore, da uf eimol hot der Kasper g'sogt:

"Desch is gor kein guder Obend net heit. Der will mir gornet posse."

"Vonwege was denn?" hot der Ferdinand gefrogt.

Ober der Kaspar hot keine Antwort net gebe, er hot nur weider gepoolt. Ein poor Minute sein voriebergange, do hot einer von die Bube zum Kaspar gesproche: "Mir tut der Obend auch net gefolle, Kaspar. Der tut so still sein. Grod gut fier die Geschter."

"Fier die Geschter?" hot der Ferdinand gerufe und hot gleich gestoppt mit das Spiele. Ober der Kaspar hot gleich g'sogt:

"Tut's spiele, Ferdinand, ihr hen die turn jetzten." Und so hen sie denn wieder fier eine Weil gespielt. Bis dass wieder einer von die Bube sich ufgstellt hot und gefrogt hot:

"Meint's ihr, Kaspar, dass soller Obend gut fier die Geschter is?"

Wie der Ferdinand solles g'hert hot, da konnt er's nimmer stände.

"Ich tu hamgehe. Ich hob g'nug. Kommt's ham mit mir."

"Von was wege denn schon hamgehe?" hot

der Kaspar gefrogt. Morgen is Sunnttag, uf die Sunntäg is keine Dresch net, da könnt's ihr schlofe, bleibt's nur noch hier und tut's spiele."

Ober der Ferdinand hot nimmer wolle. Er wollt hamgehe. Und einer von die Bube hot ihn angesproche und hot g'sogt:

"Woll's ihr hamgehe vonwege die Geschter? Doherum sein keine Geschter net. Und wenn mir auch uf'm Hamweg Geschter miete sollte, die tun eich nix net moche, desch kann ich eich soge. Mein Grossvoter hot iemmer g'sogt: "Bub", hot er g'sogt, "wenn du Geschter sehe tuscht, dann tu gornet uf sie schaue, ober spring grod mit'n Kopp in den Busch. Nochher werde sie dir nix net antue."

Wie der Ferdinand solles g'hert hot, hot er's iemmer mehr mit die Aengschte zu schoffe bekomme. "Ich geh ham und tu keine Minute mehr dobleibe", hot er gerufe, hot sein Hut g'nomme und is raus. Der Kaspar und die Bube sein gleich nochgange, und weil es schon noch zehn Uhr g'west is, hen sie sich uf'm Hamweg g'mocht mit den Ferdinand. Uf'm Weg hen sie nix net geredt. Die Bube hen nur manchmol mit sich gefliestret und hen sich iemmer umgeschaut, wie als wenn sie uf die Geschter auslucke täte. Und der Ferdiand is von sollen Fliestre und von solles Umschaue iemmer mehr nervous g'worde.

So sein sie denn gange, bis dass sie dicht vor die crossing komme sind. Und wie sie noch net ganz bei die crossing wore, da uf eimol hot einer von die Bube geschriee: "Do isch er!"

Und do wor er auch, der eine von die Geschter. Ganz weiss wor er, und ganz still is er uf die Mannsleit zukomme. Der Ferdinand, wie der solles g'sehe hot, hot gebriellt wie ein Ochs und is grod mit'n Kopp in den Busch. Und der Kaspar ihm noch. Ober der Ferdinand, wie der mol im Busch wor, is gesprunge und uf die Erd gefolle, und wieder gesprunge und wieder gefolle und hot net ufg'hert zu brielle. Und er hot's so arg getriebe, dass jetzten der Kaspar und die Bube mit die Aengste zu schoffe bekome. Sie sein dem Ferdinand noch, hen ihn gepackt, und hen ihn ham getroge.

Uf'n nächschte Montag is der Ferdinand wieder zur Dresch komme. Nix net hot er gesproche von die Geschter und der Kaspar und die Bube hen auch kein Wort net g'sogt. Die hen sich nur gedenkt: Wenn der heit obend wieder hamgehe tut eh dass mir fertig sein mit der Orbeit, nochher werde mir ihm wieder mol die Geschter zeige.

Wie der Obend komme is, es is noch net acht Uhr g'west, hot sich der Ferdinand ufg'mocht und is ham. Niemond net hot was g'sogt. Alle Mannsleit hen weiter gedrosche, bis dass es zehn Uhr wor. Nochher sein sie auch hamgange. Der Kaspar, was dem Ferdinand sein Nachbor wor, is ober noch net hamgange, und auch ein poor von die Bube sein noch zurieckgebliebe, vonwege weil sie wieder eimol bese Absichte mit das Geschterspiele g'hot hen.

Wie sie solle Absicht gut miteinanner besproche g'hat hen, is der Kaspar h'niebergange in dem Ferdinand sein Haus. Dorten hot er sich hing'huckt und hot angefange Maistub zu holle.

"Ferdinand," hot er bei soller Maistub g'sogt, "ihr hobt's mir von eiren buggy verzählt, was wellen buggy ihr net mehr breiche tut. Was wollt's ihr hobe? Ich tu ihn kaufe, wenn's ihr wollt."

Der Ferdinand hot eine Weil nochgedenkt, und nochher hot er seinen Preis g'sogt. Der Kaspar hot g'sogt, dass soller Preis net schlecht sein tut, dass er ober zuerscht den buggy anschaue muss, bevor dass er ihn kaufe tut.

"Morge kennt's ihr rieber komme und kennt's eich den buggy betrochte," hot der Ferdinand g'meint, ober der Kaspar hot net nochgelosse und hot so lang ieber den Ferdinand gesproche, bis dass der ufg'stanne is und mit dem Kaspar h'nausgange is zum buggy. Wie sie dorten gestanne hobe und beim Licht vom schenen Mond den buggy kritisiert hen, do uf eimol fangt der Ferdinand an zu brielle:

"Do isch er!" Und mit drei fiesse Spriellge wor er im Haus. Wie der Kaspar sich umg'schaut hot, da is wirklich einer von die Geschter uf'm Weg g'stanne und hot g'schaut. Der Kaspar hot ihm schnell zugerufe:

"Tu dich verstecke jetzten. Nochher, wenn ich beim Ferdinand in der Stuben bin, tust zum Fenster h'neinlucke."

Grod wie er solles g'sogt hot und wie der Geischt verschwunne wor, kam der Ferdinand wie ein Ochs so wild wieder aus'm Haus gesprunge und hot in der Hand ein rifle geholle, mit was wellen rifle er die Geschter verschiesse wollt. Ober do wore keine net mehr. Der Kaspar hot ganz verwundert geton und hot gefrogt:

"Was isch denn losgewest mit eich? Wozu tut's ihr denn den rifle hobe?

"Die Geschter, die verwunschenen. Wo sein sie? Verschiesse werd ich die, nochher werd's Ruh sein!"

Der Kaspar ober wollt den Ferdinand tröschte und hot ieber ihn gesproche, wie desch doch keine Geschter net do sein tue, und wie desch es besser is, liebersch in Haus h'neinzugehe.

Grod wie der Kaspar mit den Ferdinand in's Haus h'nein wollte, da uf eimol is der Ferdinand wieder wietieg worde und fing an zu kreische:

"Do isch er!" Und eh desch der Kaspar sich umschaue konnt, hot der Ferdinand auch schon geschosse. Jetzten ober is der Kaspar wietieg worde. "Mein Ross", hot er geschriee, "mein weisses Ross hoscht mir kaputt geschosse," und

(Fortsetzung auf Seite 19)

Missionspflicht

Von P. Heinrich Fromm O.M.I.

Wir Oblaten sind Missionare. Unsere Arbeit ist unter den Armen, denen das Evangelium zu künden die Kirche im Namen Gottes uns sendet. Und unsere Patres haben gearbeitet. Hundert Jahre sind sie nun schon in Canada, und im November dieses Jahres werden es 95 Jahre sein, seitdem die Oblaten ihre Missionsarbeit auf der Insel Ceylon begonnen haben. Der gegenwärtige Krieg hat uns — wie alle anderen Missionsgesellschaften — schwer geschlagen. So und so viele Missionen sind am Zusammenbrechen, da sie gegenwärtig weder finanziell noch mit neuen, jungen Patres unterstützt werden können. Einmal werden die Zeiten aber doch wieder anders werden. Und wir müssen heute schon an diese kommenden Zeiten denken. Nachfolgender Artikel zeigt uns, welch riesige Missionsarbeit auf uns wartet. Amerika, Afrika, Asien, Australien brauchen Missionsarbeit. Und vielleicht wird auch Europa einmal über die Meere rufen um neue Priester. Hier bei uns können wir immer noch Priester und Missionare erziehen. Danken wir Gott dafür. Und wenn Du einen Sohn hast, der gerne Priester und Missionar werden wollte: Schreibe an uns Oblatenpatres.

Die Red.

Nach einer Zählung gibt es auf Erden etwa 2,053,583,460 Menschen. Davon sind Heiden oder Nichtchristen 1,348,886,215, das sind 65,7 von hundert; 704,571,911 sind Christen, also 34,3 auf hundert Menschen. Von den Christen sind römisch-katholisch 373,719,838, also 18,2 von hundert Menschen; protestantisch 185,454,697, gleich 9 von hundert; griechisch-orthodox 143,625,297, gleich 7 von hundert.

Ueber 1000 Millionen — zwei Drittel der gesamten Menschheit — wandern also noch auf den dunklen Strassen des Heidentums der Ewigkeit entgegen. Stellen wir uns einmal an den Rand einer grossen Heerstrasse und lassen wir da diese Millionen Heiden in Reihen zu vier an uns vorbeimarschieren. In jeder Sekunde zieht eine Viererreihe vorüber. Dann müssten wir ungefähr 9 Jahre an dem Platze auf der Heerstrasse stehen, bei Tag und bei Nacht, bis der Vorbeimarsch dieser Heidenarmee beendet wäre. Wahrlich, ein unübersehbarer Todesschatten!

Gewiss besteht die Möglichkeit, dass auch solche, die ohne ihre Schuld ausserhalb der sichtbaren Gemeinschaft der Kirche leben, gerettet werden können, wenn auch unter grossen und grössten Schwierigkeiten. Die Kirche selber aber darf es darauf nicht ankommen lassen. Sie muss vielmehr kraft göttlicher Einsetzung und kraft göttlichen Auftrages danach streben, alle Menschen innerlich und äusserlich mit sich zu verbinden und in den Schoss der Wahrheit zu führen. Es ist ihr gottgegebener Beruf, den Irrtum, die Unwahrheit aus der Welt zu verdrängen und allen Irrenden mit mütterlicher Liebe und Sorge nachzugehen, solange es Irrende auf Erden gibt.

In diesem Zusammenhange müssen wir uns einmal ganz klar darüber werden, dass die heilige katholische Kirche nicht bloss aus Päpsten, Bischöfen, Priestern und Ordensleuten besteht. Nicht Gewand und Stand machen den Christen, sondern das Wasser der Taufe und die Gnade des Heiligen Geistes. Die aus dem Wasser und dem Heiligen Geiste wiedergeboren wurden, sind Glieder des Leibes, von dem Christus das Haupt ist, sind Glieder der Kirche, des auf Erden fortlebenden Christus. Sie alle sind berufen und verpflichtet, vom Schiffe Petri aus die Netze auszuwerfen, um unsterbliche Seelen aus den Abgründen der Finsternis und des Todesschattens zu retten. Sie alle haben die hehre Aufgabe, Lichtträger der Frohbotschaft, Herolde der ewigen Wahrheit zu sein und dem Irrtum unsterbliche Seelen abzuringen.

Dazu verpflichtet sie auch das grosse Gebot der Liebe, das der Heiland sein Gebot nennt. Aus Liebe zu den Menschen kam der Sohn Gottes auf die Erde. Aus Liebe zu den Menschen liess er sich ans Kreuz schlagen. Diese Liebe vermachte er seiner Kirche. "Daran soll die Welt erkennen, dass ihr meine Jünger seid, wenn ihr einander liebet." "Das ist mein Gebot, dass ihr einander liebet, wie ich euch geliebt habe!"

Von dieser Liebe wird die heilige Mutter Kirche, werden all ihre Söhne und Töchter mit Urgewalt gedrängt und gezwungen, immer wieder Missionswege zu wandeln. Missionsarbeit ist Rettungsarbeit. Mission will Heidenseelen vor dem ewigen Verderben bewahren, das ist ihr Sinn, ihr Zweck. Dass die Mission dabei auch die irdische, die leibliche Not der Heiden soviel wie möglich zu lindern sucht, ist selbstverständlich, ist ebenfalls gefordert durch Christi Liebesgebot. Das Wesentliche der Missionsarbeit aber ist und bleibt Seelenrettung, Seelsorge.

Seelennot ist allergröste Not. Geht die Seele eines Menschen verloren, dann ist der ganze

Mensch verloren für alle Ewigkeit. Der Verlust ist durch nichts wiedergutzumachen. Darum ist die Seele der Liebe die Liebe zur unsterblichen Seele des Mitmenschen. Ihr dient deshalb in viel höherem Masse als dem Leibe und in seinem ganzen Umfange, in seinem ganzen Ernste das Wort, das der göttliche Heiland am Tage des Weltgerichtes sprechen wird:

"Wahrlich, ich sage euch, was ihr einem dieser meiner geringsten Brüder getan habt, das habt ihr mir getan," und "was ihr einem von diesen Geringsten da nicht getan habt, das habt ihr mir nicht getan!" —

Dem Gesetz der Liebe tritt noch ein anderes Gesetz bindend zur Seite, das Gesetz: Besitz verpflichtet! Das gilt nicht bloss von den Gütern dieser Erde, sondern auch von den Gütern der Seele, der Gnade. Sie sind mit einer Grundschuld belastet, die Gott daraufgelegt hat zu Gunsten seiner Armen. Im Reiche der Gnade ist jeder Diener Christi ein Besitzender, ein Wohlhabender. Sein Reichtum überragt sogar alle Erdengüter um so viele Male wie der Himmel die Erde, der Geist den Körper überragt. Unfassbar, unschätzbar ist dein Reichtum, du glückseliges Gotteskind! Aber denk allzeit daran, dieser Reichtum verpflichtet dich, hungernden Seelen davon mitzuteilen, soviel in deinen Kräften steht. "Was ihr dem Geringsten meiner Brüder nicht getan habt, das habt ihr mir nicht getan!"

Nicht bloss von kirchenfremden und kirchenfeindlichen Menschen, nein, auch von gläubigen Christen werden nicht selten allerlei Bedenken gegen die Missionstätigkeit der Kirche in den Heidenländern erhoben. Wir könnten darüber einen eigenen Aufsatz schreiben und die Bedenken zerpflücken, entkräften. Aber das hiesse tüfteln und deuteln an einem der klarsten Worte des ewigen Gottessohnes Jesus Christus selber, der kurz vor seiner Himmelfahrt seinen Jüngern und allen, die der Himmelfahrt beiwohnten, klar und bedingungslos befahl:

"Gehet hin in alle Welt und predigt das Evangelium allen Geschöpfen!"

Das war des Welterlösers letzter Befehl auf dieser Erde. Der Befehl ist klar und bestimmt. Er kennt kein Wenn und kein Aber, keine Hindernisse und keine Entfernungen, keine Landes- und keine Völkergrenzen, keine Standes- und keine Altersunterschiede. Er nimmt auch keinerlei Bezug auf irgendeine Zeit oder irgendein Volk, auf Priester oder Laien, auf Männer oder Frauen oder Väter oder Mütter oder Kinder oder sonst etwas, nein, er lautet kurz und bündig.

"Geht hin in alle Welt und predigt das Evangelium allen Geschöpfen!"

Wer das Wort nicht hören und nicht verstehen will, dem ist auch nicht gedient mit langen und klaren Antworten auf die Bedenken, die gegen die Missionstätigkeit der Kirche vorgebracht werden, mögen sie aus Freundes- oder Feindesmunde stammen.

Dem kann ich nur noch das andere Wort desselben Welterlösers und Weltenrichters ins Stammbuch schreiben: "Wer nicht mit mir ist, ist wider mich!"



Suche allemal mit denen, die besser und geschickter sind als du, in vertrauten Umgang zu kommen, damit du nie stille stehen oder schlechter werden, sondern immer von anderen lernen und im Guten zunehmen mögest.

J. M. Sailer.



Vom Schusterseppel

(Fortsetzung von Seite 17)

mit diese Worte is er h'nieber uf seine Farm, wo er sein weisses Ross tot uf der Prairie hinner'm Ferdinand seine fence gefunne hot.

Uf all solles Geschreie und Schiesse isch der Bub, was die Geischter spiele sollt, aus'm Busch gesprunge, vonwege weil er nochschaue wollt, was denne los sein tut. Sein weisses Tuch hot er iemmer noch ieber'm Puckel getroge. Und wie desch der Ferdinand g'sehe hot, desch do wieder mol einer von die Geschter komme is, do is er noch wilder g'worde, is uf den Geischt zug'sprunge und hot eine Dresch angefonge, wie das der Geischterbub nie keine Dresch net mitgemocht hot. Wenn dem Ferdinand sein Weib net h'nausgesprunge wär, der Ferdinand hätt den Geischt auch noch kaputt g'mocht.

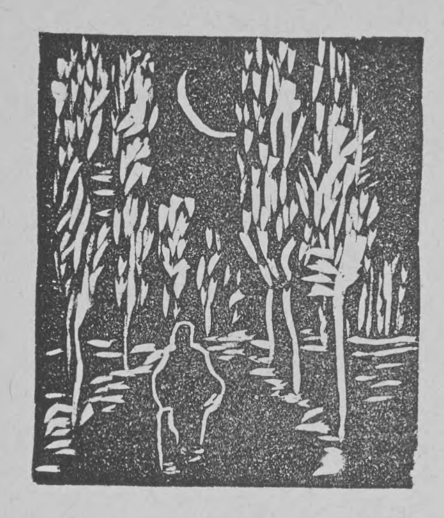
Jetzten wor das weisse Ross vom Kaspar kaputt, der Geischterbub grien und blau verschloge, und der Ferdinand uf'n Gedanke komme, desch mir die Geischter gornet so arg zu ferchte breiche wie dass die Leit es verzähle. Niemols net is der Kaspar komme um sich sein Ross bezohle zu losse. Und die Geischterbube hen niemols net mehr von die Geischter gesproche zum Ferdinand, was weller Ferdinand nochher keine Furcht vor niemand net mehr g'hat hot.

So seht's ihr ,liebe Leser und Leserinnen, desch die Geischtergeschicht fier den Kaspar net geschofft hot. Und ich tu soge: Gut is ihm gewest. Mir solle net Dummheite treibe uf der Dresch, denn wenn mir einen anren eine Grube grobe, tun mir selbsten h'neinfolle.

Tut's gut dresche, und tut's eich net verschloge bei der Dresch und auch net betrinke. Was ein guder Mann is, weiss wos er zu tun und zu schoffe hot.

Mit soller Wohrheit griesst eich

Der Schusterseppel.



Das Gemeindekind

Erzählung von
Maria von Ebner-Eschenbach

(Fortsetzung)

Unser Roman "Das Gemeindekind" läuft seinem Ende zu. In der nächsten Nummer beginnen wir eine neue Geschichte unter dem Titel "Der Zaunkönig". Geschrieben ist diese Geschichte von dem bekannten und überall beliebten Priesterdichter Reinmichel. Dieser Name allein bürgt für den Wert unserer kommenden Erzählung. Wir sind gewiss, dass unsere Leser sie mit demselben — wenn nicht noch mit grösserem — Interesse folgen werden wie den im Marienboten erzählten Schicksalen des Gemeindekindes.

Arnost fing das Wort sogleich auf, gab ihr recht und, ihre Gefährtin anstarrend, stammelte er etwas Verworrenes von der Torheit, das nicht einzusehen, und lieber allein dahinzuzotteln durchs Leben, statt mit einem, der einen übermenschlich gern hat.

Pavel flüsterte ihm ein zorniges: "Red du nur!" zu, und nachdem sein erster Verdruss über Vinskas Anwesenheit verraucht war, forderte er sie und Slava auf, bei ihm einzutreten und ein wenig zu rasten. Damit öffnete er das Gitterpförtchen und hiess sie, nachdem sie seiner Einladung Folge geleistet hatten, nicht ohne hausherrliche Würde, auf eigenem Grund und Boden willkommen.

Diese Höflichkeit vollzog sich vor den Augen der heranrückenden Holzknechte und gab den wüsten Gesellen Anlass zu Glossen der empörendsten Art.

Pavel gab eine derbe Antwort und rief von seinem Platze aus mit unterdrückter Wut den Holzknechten zu: "Packt euch!"

Sie erwiderten mit Roheiten, schlimmer als alle vorhergehenden, und Hanusch, bequem an den Zaun gelehnt, die Pfeife zwischen den Zähnen, tat, als ob er den im Gärtlein liegenden Dachstuhl aufmerksam betrachtet, und sprach:

"Der is ja fertig, jetzt kannst anfangen, den Stall zu bauen . . . Bau ihn! Bau ihn! Tummel dich, die du einstellen willst, is schon auf'm Weg . . . die aus'm Zuchthaus!"

"Die, ja — die!" scholl es im Chor, und Hanusch schrie, dass die Adern an seinem Halse schwollen:

"Nehmt ihn! Weiblein! Vor der Schwiegermutter aus'm Zuchthaus braucht ihr euch nicht zu fürchten, die kommt in den Stall, die Mutter . . ."

Die Worte reuten ihn.

Pavel hatte sich aufgebäumt, aus seiner Brust drang ein grässliches Stöhnen, über seine Zähne floss Blut aus seiner zerbissenen Lippe. Einen Augenblick schaute er . . . Da stand die Frau, die er geliebt hatte — da stand das Mädchen, das er liebte, da der ehrliche Bursche, dem er es streitig machen wollte, und dort am Zaun der Schurke, der ihn in ihrer Gegenwart unauslöschlich beschimpft hatte, auf dem Boden aber, zu seinen Füssen, lag sein gutes Zimmermannsbeil. Die Dauer eines Blitzes, und er hatte es ergriffen und geschleudert. — Hanusch kreischte und bog aus. Das nach seinem Kopf gezielte Beil flog haarscharf an der Schläfe vorbei und verletzte das Ohr. Alle schrien. Pavel stiess Vinska weg, die ihm den Weg vertreten wollte, schwang sich über den Zaun und sprang mitten unter die Holzknechte hinein.

So furchtbar war er anzusehen, ein so massloser Zorn sprühte aus seinen Augen, dass der ganze Trupp vor ihm zurückwich — am weitesten Hanusch, die Hand am Ohr. Aber schon war er ereilt und gestellt von einem, der noch rascher gewesen als Pavel. Lamur hatte ein unheilverkündendes Knurren ausgestossen, sich seinem Herrn vorangeworfen und war Hanusch an die Gurgel gesprungen. Der glitt aus, wankte und stürzte dicht vor Pavel nieder, die hervorgequollenen Augen in verzweiflungsvoller Angst auf ihn gerichtet, der schon seinen Fuss erhob, um den Mund zu zermalmen, der ihm solche Schmach angetan . . . Plötzlich jedoch, wie von Abscheu und Entsetzen ergriffen, totenbleich,

stampfte er den Boden und rief: "Zurück, Lamur!"

Ungern liess der Hund ab von seiner Beute. Hanusch erhob sich mühsam, seine Genossen machten Miene, alle zusammen auf Pavel loszugehen, besannen sich aber anders. Sie parlamentierten noch eine Weile mit Arnost, während Pavel, dumpf vor sich hinbrütend, dastand, und zogen endlich, kleinlaut geworden, weiter. Erst in einiger Entfernung vom Grubenhaus fassten sie den Mut, sich zurückzuwenden und Drohungen auszustossen, die gänzlich unbeachtet blieben.

Pavel und seine Gäste bildeten eine kleine stumme Gruppe. Er schien der letzte sein zu wollen, das Schweigen zu brechen, er war an die Tür der Hütte getreten und sah zu seinem Hunde nieder, der seinen Blick ernst und verständnisvoll erwiderte.

Eine Weile verging, bevor sich Slava so weit ermunterte, dass sie Pavel an seine vorhin gemachte Einladung erinnern konnte. Halblaut erneuerte er sie und lächelte das Mägdlein, auf dessen Gesicht sich die Spuren des überstandenen Schreckens malten, fremd und traurig an. Man trat ins Haus, in die durch Habrechts Grossmut eingerichtete Stube mit der niedrigen Decke, mit den kleinen Fenstern und dem Fussboden aus gestampftem Lehm. Der Tisch stand in der Mitte der Stube, wie er in der Mitte des Lehrerzimmers gestanden hatte, der alte Lehnstuhl und drei Sessel um ihn herum. In der Ecke, der Herdnische gegenüber, der schmale Schrank, der das Heiligtum des Hauses trug, das Freundes kostbares Vermächtnis, die Bücher, in denen immer zu lesen er Pavel empfohlen hatte. Nicht umsonst, man sah es den schlichten Bänden an, dass sie oft, wenn auch in schonender Ehrfurcht, zur Hand genommen wurden.

Vinska nahm Platz im Lehnstuhl, Slava auf einem Sessel neben ihr. Die erste schwieg, die zweite äusserte sich verbindlich über die Reinlichkeit, die im Hause herrschte, brach aber ab, verwirrt durch die strengen Mienen der drei anderen.

Arnost war zu Pavel getreten und hatte ihm ein paar Worte zugeraunt, und Pavel hatte den Kopf geschüttelt, sich nicht mehr geregt und stand, wie auf dem Fleck angewurzelt, in finstere Gedanken versunken.

Lange bezwang sich Arnost, zuletzt aber siegte seine Ungeduld, er fasste Pavel bei der Schulter und sprach: "Was simulierst Hör schon auf . . . Was liegt dir dran, was ein paar Betrunkene reden?"

"Ja", fiel die Kleine mit ihrer glockenhellen Stimme ein, "was liegt dir dran? Lass die Leute reden, und sprechen wir lieber von was Lustigem."

Pavel horchte auf — eine so liebe Stimme und konnte doch einen Missklang erwecken.

"Von 'was Lustigem?' — gut — ich hab's nicht anders im Sinn." Er lachte herb und trokken, kam auf den Tisch zu und wendete sich an die Kleine. "Ich bin ein Freiwerber," sprach er, "für den da, für den Arnost. Wir haben es schon lange zusammen ausgemacht, dass ich dich fragen soll, ob du ihn nimmst?"

"Mach keinen schlechten Spass", fuhr ihn Arnost derb an, "was soll denn das heissen?" Und noch derber gab Pavel zurück:

"Willst vielleicht nicht mehr werben? Ist die Lieb schon verraucht? . . ."

"Oh, was die Lieb betrifft . . ."

Der Ausdruck, mit dem diese Worte gesprochen wurden, erledigte die Frage übergenügend.

Eine Viertelstunde später verliess ein Brautpaar die Hütte Pavels. Der Bräutigam glückselig, die Braut still zufrieden. Arnost war ihr lieber als Pavel; noch lieber jedoch wäre ihr Arnost mit dem Felde Pavels gewesen.

Vinska empfahl sich zugleich mit den Verlobten, die sie ins Forsthaus begleiten wollte. Am Ausgang des Gärtchens jedoch hiess sie die jungen Leute vorangehen, blieb stehen und sprach zu Pavel: "Was war das jetzt? Es hat geheissen, du hast die Slava gern?"

"Ich hab' sie auch gern," rief er, und mit seiner Selbstbeherrschung war es zu Ende; "aber wie soll denn ich heiraten, wie soll denn ich ein Weib nehmen, ich, dem's alle Tag geschehen kann, er weiss nicht wie, dass er einen erschlagen muss, weil er sich nicht anders helfen kann? Ich hab' Schand fressen sollen, dazu hat die Mutter mich geboren. Jetzt haben sie 'was Bess'res' aus mir machen wollen, der Herr Lehrer und meine Schwester Milada, und jetzt schmeckt mir die Schand nicht mehr, und jetzt bring ich sie nicht mehr hinunter, das ist mein Unglück."

Nach einer Pause, in der Vinska die Augen fest auf den Boden gerichtet hielt, sagte sie: "Du bist mitgegangen beim Begräbnis von meinem armen Peter. Ich hab' dir noch nicht danken können, weil du mir immer ausweichst."

Er zuckte die Achseln und erwiderte: "Ich werd dir nimmer ausweichen. Leb wohl."

"Lieber Pavel," nahm sie nach abermaliger Pause wieder das Wort, "eh ich geh, musst du noch was anhören. Ich hab' keine Ruh, die Leut lassen mir keine Ruh. Mein armer Peter ist erst drei Monate tot, und schon haben sich zwei Freier bei mir gemeldet."

"So such dir einen aus."

"Ich glaube," sagte Vinska, nachdem sie eine Weile in den Schnee geblickt hatte, "dass ich eine Witfrau bleiben werde."

"So bleib eine Witfrau. Leb wohl."

Schon im Begriffe, zu gehen, wendete sie sich noch einmal zu ihm und begann von neuem mit beklommener Stimme: "Du hast gut sagen: Leb wohl. Wenn man gegen jemanden so schlecht gewesen ist, wie ich gegen dich, lebt sich's nicht wohl."

"Deswegen brauchst dir keine grauen Haare wachsen zu lassen," sprach er ruhig, "das hab' ich alles vergessen."

Sie senkte den Kopf auf die Brust, ein Schmerzenszug umspielte ihren Mund. "Und du," fragte sie, "wirst du wirklich immer ein Junggeselle bleiben?"

"Ja," entgegnete er, "ich bleib der einsame Mensch, zu dem ihr mich gemacht habt."

19

Die Nachricht, die Pavel aus der Stadt erhalten sollte, traf ein und lautete sehr unbefriedigend. Die Frau Baronin liess sagen, noch könne ihm die Erlaubnis, seine Schwester zu besuchen, nicht erteilt werden; aus welchem Grunde, solle er später erfahren und sich vorläufig in Geduld fassen.

Bald darauf kam eine Brief von Milada, in dem sie Pavel bat, sein Kommen aufzuschieben. Auf das liebreichste dankte sie im voraus für die Erfüllung ihrer Bitte, vertröstete ihn auf das Frühjahr, versicherte, dass es ihr von Tag zu Tag besser gehe, und schloss mit der Kunde, dass ihre Einkleidung, auf die sie sich unaussprechlich freue, im Mai stattfinden werde.

So musste Pavel sich bescheiden und tat es; doch wurde es ihm nicht leicht. Jede Woche wenigstens einmal ging er ins Schloss und frage: "Ist die Frau Baronin zurückgekommen?" und erhielt immer zur Antwort: "Nein". — "Hat sie auch nicht geschrieben?" — "Das wohl — um Anordnungen zu treffen, die auf eine neue Verzögerung ihrer Rückkehr schliessen lassen."

Mit der Verlobung Slavas, die ihr pflichtgemäss angezeigt worden war, hatte sie sich einverstanden erklärt, dem Mädchen die erbetene Entlassung und ein Geschenk gegeben, das nicht nur hinreichte, um die Kosten der Hochzeit zu bestreiten, sondern auch, um ein rundes Sümmchen für die Wirtschaft zu erübrigen. Dies alles, weil Slava, obwohl von früher Jugend an verwaist und auf eigenen Füssen stehend, sich stets brav geführt und nun unbescholten an den Altar treten konnte.

Am dritten Sonnabend nach Ostern fand die Trauung statt, Pavel fungierte als Brautführer. Er hatte sich schwer dazu entschlossen, tat es aber dann in guter Haltung und mit Stolz auf seinen über sich selbst errungenen Sieg. Anton der Schmied vertrat die Stelle des Brautvaters, Vinska die der Brautmutter. Sie war trotz des grossen Witwentuches, das sie sich über den Kopf gezogen hatte, schöner als die Braut selbst. Der Herr Pfarrer sprach die Traurede mit ganz ungewöhnlicher Wärme, beehrte auch die Neuvermählten mit seiner Gegenwart beim Festessen im Wirtshause. Der Doktor, der Verwalter, der Förster, der Bürgermeister und einige grosse Bauern kamen, ihren Glückwunsch zu bringen u. den Dank des jungen Paares für die ihm ins Haus geschickten Geschenke zu empfangen. Alles ging ohne unanständigen Lärm, einfach, aber — "urnobel" zu.

Nach dem Essen wurde getanzt, und nun ereignete sich das Erstaunliche. Virgil, der seit Jahren nur noch schleichen konnte, führte mit einer ungefähr im gleichen Alter wie er stehenden Magd eine Redowatschka an. — Als die Musik auf sein Geheiss die Weise des längst aus der Mode gekommenen Tanzes angestimmt, hatten sich die Gesichter aller anwesenden alten Leute erheitert. Die Männer standen auf, jeder winkte der "Seinigen", sie legten die schwieligen Hände ineinander und schwenkten sich im Tanze hinter dem Hirten und seiner grauen Partnerin. Einmal wieder kamen sie in freundlicher Eintracht zusammen, die alten Paare, die vielleicht längst nichts mehr kannten als Hader oder Gleichgültigkeit. Da spielte ein verschämtes Lächeln um manchen welken Frauenmund, da blitzte es unternehmend aus manchem trüben Männerauge. Bei der lieben Redowa erinnerten sie sich der Tage, in denen sie jung gewesen waren und einander sehr gut, und tanzten sie unter dem Applaus ihrer Kinder und Enkel durch bis ans Ende.

Manches hübsche Mädchen hatte Pavel schon angeblinzelt und gefragt: "Was ist's mit dir? Kannst nicht tanzen?"

"Weiss nicht," gab er zur Antwort, "hab's noch nie probiert."

"So probier's jetzt."

Aber das wollte er nicht, um nichts in der Welt sich da lächerlich machen vor einer so grossen Versammlung; er blieb dabei und widerstand sogar den Bitten Slavas, die durchaus wenigstens einmal mit ihm getanzt haben wollte an ihrem Ehrentage.

Dem Beispiel, das er im Entsagen gab, folgte die Vinska. Sie drohte sogar, das Fest zu verlassen, als der stürmischste ihrer Freier sie zwingen wollte, mit ihm in den Reigen zu treten. Pavel und sie wechselten hier und da ein Wort; von seiner Seite, wenn nicht in Freundschaft, so doch in Frieden, von der ihren in tiefem Dank dafür, dass er mehr als verziehen — dass er vergessen hatte.

So war es auch; mit der Liebe zu ihr war die Erinnerung an das Leid erloschen, das er durch sie erfahren hatte. Und wenn er vermocht, sagte er sich, diese erste Liebe, die im Kern seines Daseins gewurzelt hatte, mit ihm gewachsen und stark geworden war, zu besiegen, sollte er nicht vermögen, der zweiten, über Nacht an seinem Lebensbaum erblühten, Herr zu werden? Ein paar schmerzliche Regungen galt es noch zu überwinden, und er war ein freier Mensch für immer, so Gott will — einsam und frei. Dass er sich in dieser Freiheit wohlfühlte, dazu trug heute alles bei. Der Tag war nicht nur für Arnost und Slava, er war auch für ihn ein Ehrentag. Zum ersten Male stand Pavel auf gleich und gleich mit den Besten, die er kannte, unter einem Dach. Angesehene Bauern grüssten ihn, der Förster sprach lange

mit ihm in fast väterlicher Güte, der Herr Pfarrer holte seine Meinung in einer landwirtschaftlichen Frage ein, der Schmied wollte durchaus die Geschichte von der Maschine öffentlich erzählen und liess sich nur aus Rücksicht für Vinska davon abhalten. Arnost beteuerte ihm laut und begeistert seine Dankbarkeit und ewige Freundschaft.

Das Gemeindekind bewegte sich in einer Atmosphäre von Achtung und Wohlwollen, die es einsog durch alle Poren, und um so inniger genoss, als eine leise Stimme in seinem Innern mahnte: Freu dich dieser Stunde, sie wiederholt sich dir vielleicht nie . . . Mit der Achtung, mit dem Wohlwollen wird es aus sein, wenn die Mutter kommt . . . Und sie kann morgen kommen — wer weiss? Sie kann schon da sein. Er kann sie finden, wenn er sein Haus betritt, in seiner Stube, an seinem Herd . . .

Da fasste es ihn mitten in seinem stillen, schwermütigem Glücke mit übermächtigem Drang: Hinweg! Ueberlass der Mutter Hütte und Feld, und du wandere fort, weit, weit in die Welt, unter fremde Menschen, die nichts von dir und nichts von deinen Eltern wissen. Lerne und werde — wenn auch später als ein andrer, mehr als die andern.

Diese Gedanken hafteten, begleiteten ihn heim, waren seine letzten, als er einschlief, und seine ersten, als er erwachte.

Am Morgen jedoch, als er seine im Herbst gepflanzten Kirschbäume besuchen ging und sah, wie die meisten von ihnen schon Blüten über Blüten angesetzt hatten, und als er sein Feld abschritt, auf dem die erste von ihm gesäte Frucht grünte, da fühlte er, dass ihm das Scheiden doch schwer sein würde. Und dann, wenn seine Schwester Milada, wenn Habrecht von den Fluchtgedanken, die er hegte, wüssten, was würden die wohl sagen? —

"Kleiner Mensch, bleibe in deinem kleinen Kreise und suche still und verborgen zu wirken für das Wohl des Ganzen."

Das war auch einer der Aussprüche des Freundes gewesen, die im Augenblick, in dem er getan wurde, von Pavels Verständnis empfangen worden war, wie das Samenkörnlein des Evangeliums vom Felsengrunde. Jetzt aber glich seine Seele nicht mehr dem steinigen Boden, sondern einem guten Erdreich, und das Samenkörnlein keimte und ging auf, und mit ihm eine Fülle von Erwägungen . . .

Eine Stimme, die seinen Namen rief, weckte Pavel plötzlich aus seinem Sinnen; auf ihn zugelaufen kam ein herrschaftlicher Stallpage, winkte von weitem und rief: "Die Frau Baronin hat einen Boten geschickt, du sollst gleich zu ihr in die Stadt, du sollst fahren."

"Ich werd doch gehen können," erwiderte Pavel, dem es vor Ueberraschung, Freude und Schrecken heiss und kalt durch die Adern lief; "warum denn fahren?"

"Dass du früher dort bist, vermutlich; mach nur, es wird schon eingespannt."

Hastig wechselte Pavel die Kleider und rannte ins Schloss. Die Fahrgelegenheit wartete schon; ein paar kräftige Wirtschaftspferde, vor einen leichten Wagen gespannt, brachten ihn in kurzer Zeit nach der Stadt, an die Pforte des Klosters, wo ihn die Pförtnerin mit den Worten empfing:

"Ich soll Sie zu der Frau Baronin führen."

"Ist meine Schwester bei ihr? . . . Wie geht's meiner Schwester?" fragte Pavel mit versagendem Atem.

Die Nonne antwortete nicht, sie schritt ihm schon voran über die Treppe, durch einen bildergeschmückten Gang, an dessen Ende, einer dunklen Doppeltür gegenüber, ein lebensgrosser Heiland am Kreuze hing.

"Wie geht's meiner Schwester?" wiederholte Pavel.

Die Pförtnerin deutete nach dem dornengekrönten Haupte des Erlösers, sprach: "Denken Sie an seine Leiden," öffnete die Tür und hiess ihn eintreten. Pavel gehorchte und befand sich in einem saalähnlichen, feierlichen Gemach, in dem die Frau Baronin und die Frau Oberin standen, die alte Dame auf den Arm ihrer Freundin gestützt.

"Gott zum Grusse," sagte die ehrwürdige Mutter; die Baronin wollte reden, vermochte es aber nicht und brach in Tränen aus.

Auch Pavel konnte nur stammeln: "Um Gottes willen, um Gottes willen, was ist's mit meiner Schwester?" . . . Ist sie krank?"

"Sie ist genesen," sprach die Oberin. "Eingegangen zum ewigen Lichte."

Pavel starrte sie an mit einem Blick der Qual und des Zornes, vor dem ihre schönen ruhigen Augen sich senkten.

"Was heisst das?" schrie er auf in seiner Pein.

Da machte die kleine Greisin sich los von dem Arm ihrer starken Freundin und schwankte auf ihn zu mit ausgestreckten zitternden Händen. "Armer Pavel," schluchzte sie, "deine Schwester ist tot, mein liebes Kind ist mir vorangegangen, mir Alten, Müden."

Die Knie versagten ihr, sie war im Begriff, umzusinken; Pavel fing sie auf, und die alte Gutsfrau weinte an seiner Brust.

Er geleitete sie behutsam zu einem Lehnsessel und half ihr, sich darin niederzulassen; dann, am ganzen Leibe bebend, wandte er sich zur Oberin: "Warum hat meine Schwester mir geschrieben, dass es ihr besser geht von Tag zu Tag?"

"Sie hat es geglaubt, und wir durften ihr diesen Glauben lassen, bis die Zeit kam, sie zum Empfang der heiligen Wegzehrung vorzubereiten. . ." Sie hielt inne.

"Vorzubereiten," wiederholte Pavel und drückte die Hand an seine trockenen, glühenden Augen, "sie hat also gewusst, dass sie sterben muss?"

Die Oberin machte ein bejahendes Zeichen.

"Und hat sie nicht gesagt, dass sie mich sehen will, nicht gesagt: Ich will meinen Bruder noch sehen? — Frau Baronin," rief er die Greisin mit erhobener Stimme an, "hat sie nicht gesagt: Ich will meinen Bruder noch sehen?" —

"Sie hat dich tausend und tausendmal grüssen und segnen lassen, aber dich zu sehen, hat sie nicht mehr verlangt," lautete die Antwort, und die ehrwürdige Mutter fiel ein:

"Sie war losgelöst von allem Irdischen, sie gehörte schon dem Himmel an . . . Sie sah ihn offen in ihrer letzten Stunde, sah Gott in seiner Herrlichkeit und hörte den jauchzenden Gesang der Engelchöre, die sie willkommen hiessen im Reiche der Glückseligen."

"Wann ist sie gestorben?" würgte Pavel hervor.

"Gestern abend."

Gestern abend — während er ein Fest mitfeierte, während seine Gedanken so fern von ihr waren! Mit wildem Zweifel ergriff es ihn: Es kann nicht sein, es ist ja unmöglich — — und er rief: "Wo ist sie? . . . Führen Sie mich zu ihr . . ."

"Sie ist noch nicht aufgebahrt," versetzte die Oberin, aber Pavel liess keine Einwendung gelten, und die Gebietende, die zu herrschen Gewohnte gab nach.

Sie stiegen die Treppe zum zweiten Geschoss empor, durchschritten einen Gang, in den viele Türen mündeten. Vor der einen blieb die Oberin stehen. "Das Zimmer Marias," sprach sie in tiefer Ergriffenheit.

Pavel stürzte vor und riss die Tür auf . . . In der weissgetünchten, vom Sonnenlicht durchfluteten Zelle mit dem vergitterten Fenster, mit den glatten Wänden, stand ein schmales Bett. Eine Wachskerze in eisernem Leuchter brannte zu Häupten und eine am Fussende. Dort knieten, im Gebet versunken, zwei Nonnen. Auf dem Bette lag, mit einem Leintuch bedeckt, eine starre, hagere Leiche. Die Oberin näherte sich ihr und zog das Tuch vom Gesicht herab.

Pavel prallte zurück, taumelte und schlug an den Türpfosten an, an dem er stehenblieb und sich wand wie ein Gefolterter. Endlich, endlich brachen Tränen aus seinen Augen, und er schrie: "Das ist nicht meine Milada, das ist sie nicht. Wo ist meine Milada?"

Er war nicht zu beruhigen; sein Schmerz spottete des Trostes.

Die Frau Baronin liess ihn rufen, weinte, sprach von Milada, und er hatte nicht das Herz, ihr zu sagen, was er unaufhörlich dachte: Würde man sie zur rechten Zeit aus dem Kloster genommen haben, sie wäre jetzt am Leben; du hättest dein Kind noch, und ich noch mein lichtes Vorbild, mein kostbares Gut.

Auf den Wunsch der alten Frau blieb er in der Stadt bis zum Tage des Begräbnisses, irrte in den Gassen umher, durch den ungewohnten Müssiggang seinem Schmerze ohnmächtig preisgegeben.

"Milada, meine liebe Schwester," sprach er vor sich hin, und manchmal blieb er stehen und meinte, es müsse ihm jemand nachkommen und ihm sagen: "Kehr um, sie lebt, sie fragt nach dir. Das kleine, zusammengezogene Totenangesicht, das du gesehen hast, war nicht Miladas Angesicht."

Als sie in der Kapelle aufgebahrt lag im Glanz von hundert Lichtern, weissgekleidet, mit weissen Rosen bedeckt, war er nicht zu bewegen, an den Katafalk heranzutreten. — Erst als der Sarg geschlossen wurde, der die Reste seiner Milada barg, warf er sich über ihn und betete, nicht für sie, sondern zu ihr.

Bei der Beerdigung machte der Anblick des Schmerzens seiner alten Gutsfrau ihn fast unempfindlich für seinen eigenen. Ganz gebrochen stand sie neben ihm am Grabe ihres Lieblings auf dem stillen Klosterfriedhofe und liess nach beendeter Trauerfeierlichkeit den Zug der Nonnen vorüberschreiten, ohne sich ihm anzuschliessen. Nach einer Weile erst sprach sie zu Pavel:

"Führe du mich jetzt zurück auf mein Zimmer, und dann geh nach Hause und sage im Schloss, dass sie alles zu meinem Empfang vorbereiten sollen. Ordentlich — es wird ohnehin die letzte Mühe sein, die ich meinen Leuten mache. Ich glaube, dass ich nur heimkommen werde, um mich hinzulegen zum Sterben."

Pavel widersprach ihr nicht. Er fühlte wohl, auf einen Widerspruch war es hier nicht abgesehen, wie so oft bei alten Leuten, wenn sie Anspielungen machen auf ihren nahenden Tod; es war ernst gemein, und also wurde es aufgenommen.

Spät am Nachmittag langte er im Dorfe an. Sein erster Gang war nach dem Schloss, wo er den Auftrag der Frau Baronin bestellte. Die Dienerschaft lief zusammen, als es hiess, er sei da; alle sahen ihn voll Neugier an, und er machte sich rasch davon, besorgend, dass Fragen über Milada an ihn gestellt werden könnten. Auf der Strasse begegnete er derselben Aufmerksamkeit, die er im Schlosse erregt hatte. Einer oder der andere blieb stehen in der Absicht, ihn anzureden, aber Pavel eilte mit kurzem Gruss vorbei.

Vor dem Hause Vinskas, auf einer Bank, sass Virgil, der sich seit dem Ableben Peters bei seiner Tochter einquartiert hatte. Er winkte Pavel heran. "Bist endlich da?" rief er ihm zu . . . "Dein Hund wär verhungert, wenn ich mich seiner nicht angenommen hätt'."

"Hab' mich ohnehin darauf verlassen," erwiderte Pavel und schritt weiter; Virgil jedoch schrie aus allen Kräften:

"Lauf nicht, bleib! Die Vinska hat dir was zu sagen," und da trat sie auch schon aus der Tür, ging auf Pavel zu und sprach in der demütigen Weise, in der sie sich ihm gegenüber jetzt immer verhielt:

"Wir haben von deinem Unglück gehört . . .

es tut mir leid . . ."

"Lass, lass das!" fiel er ihr ins Wort.

"Sag ihm doch das andre," ermahnte Virgil voll Ungeduld.

Vinska verfärbte sich. "Lieber Pavel," begann sie, "lieber Pavel, deine Mutter ist angekommen."

Er zuckte zusammen: "Wo ist sie? . . . Ist sie in meinem Hause?"

"Nein, sie hat in dein Haus nicht treten wollen, bevor du da bist. — Sie hat auch nicht zu mir kommen wollen," setzte sie hinzu.

"Hast du sie eingeladen?"

"Ja, ich hab' sie eingeladen, zu mir zu kommen und bei mir auf dich zu warten. Sie hat nicht gewollt: sie wohnt beim Wirt, aber von dir erzählt habe ich ihr den ganzen Tag, und sie hat sich gar nicht satt hören können. Dann ist sie hinaufgegangen zu deinem Haus. Sie wird jetzt dort sein."

Pavel war zumut, als ob ein grosses Stück Eis auf seine Brust gefallen wäre. "Gut," murmelte er, "gut, so geh ich," aber er rührte sich nicht. Sein unstet irrender Blick begegnete dem Vinskas, der angstvoll gespannt auf seinem finsteren Gesichte ruhte, und plötzlich sprach er: "Ich dank dir, dass du sie eingeladen hast!"

"Nichts zu danken," versetzte Vinska.

Die Herzen beider pochten hörbar, deutlich las jeder in der Seele des andern. Sie fand in der seinen nicht mehr die alte Liebe, aber auch nicht mehr den alten Groll; die ihre war in allen Tiefen erfüllt von schwerer, von nutzloser Reue, hervorgegangen aus dem Bewusstsein: Was ich an dir gefrevelt habe, vermag ich nie wieder gutzumachen.

Ohne noch ein Wort zu wechseln, schieden sie.

Pavel ging langsam die Dorfstrasse hinauf — die Sonne versank hinter den waldbekränzten Hügeln, scharf und schwarz ragten die Wipfel des Nadelholzes in die purpurfarbige Luft. Auf das Grubenhaus hatten klare Schatten sich gebreitet, sie glitten über sein ärmliches Dach, trübten den Glanz seiner kleinen Fensterscheiben und umflossen eine hohe Gestalt, die vor dem Gärtchen stand, vertieft in den Anblick des untergehenden Tagesgestirns.

Die Mutter, sagte sich Pavel — die Mutter.

Da war sie, ungebeugt von der Last der letzten zehn Jahre, ungebrochen durch die Schmach ihrer langen Kerkerhaft. Pavel setzte seinen Weg fort — nicht mehr allein! Das unterdrückte Geräusch von flüsternden Stimmen, von Schritten, die ihm nachschlichen, schlug unsäglich widerwärtig an sein Ohr. Eine Schar von Neugierigen gab ihm das Geleite und wollte Zeuge sein der ersten Begegnung zwischen Mutter und Sohn. Er sah sich nicht um, er ging vorwärts, äusserlich ruhig, seinem Verhängnis entgegen. —

Die Mutter hatte sich gewendet, erblickte ihn, und Wonne, Stolz, erfüllte Sehnsucht leuchteten in ihren Augen auf; aber sie blieb stehen, wo sie stand, mit herabhängenden Armen, sie sprach ihn nicht an.

"Grüss Euch Gott, Mutter", sagte er rasch und gepresst, "warum bleibt Ihr vor der Tür, tretet ein."

"Ich weiss nicht, ob ich soll," antwortete sie, ohne ihn aus den Augen zu lassen, aus denen eine Liebe sprach, ein glückseliges Entzücken, die wie Licht und Wärme auf ihn einströmten. "Ich habe nicht gedacht, dich so zu finden, Sohn" — ihre Stimme bebte vor tiefinnerlichstem Jubel —, "nicht so, wie ich dich finde. Ich möchte dir nicht Schande bringen, Pavel."

Nun fasste er ihre Hand: "Kommt, kommt, und noch einmal: Grüss Euch Gott." Er führte sie ins Haus und sah, dass sie unwillkürlich das Zeichen des Kreuzes machte, als sie es betrat. "Setzt Euch, Mutter," sagte er; "ich hab' Euch viel zu sagen, viel Trauriges . . ."

Sie war seiner Aufforderung gefolgt, sah sich bewegt und staunend in der Stube um und sprach: "Was du mir sagen willst, weiss ich im voraus: dass ich hier nicht bleiben kann. Es ist mir nicht traurig — eine Freude nur, dass ich dich so gefunden habe, wie du bist, wie ich dich sehe . . . Nie wäre es mir in den Sinn gekommen, Sohn, dass ich dir beschwerlich fallen will, und wie du geschrieben hast: Ich bau ein Haus für Euch, da habe ich gedacht: Baue! und Gott segne jede Ziegel in deinen Mauern. Baue! baue! aber für dich — nicht für mich."

"Warum habt Ihr so gedacht?"

"Weil du mich hier nicht brauchen kannst," antwortete sie ruhig, ohne den Schatten eines Vorwurfs. Er aber murmelte:

"Was meint Ihr?"

"Wenn dich in den vielen Jahren dein Herz an die Mutter gemahnt hätte," fuhr sie in ihrer Gelassenheit fort, "hättest du dich manchmal nach ihr umgeschaut. Du hast es nie getan, und darum bin ich auch nur gekommen, weil ich es nicht mehr ausgehalten habe, dich nicht zu sehen, und ich gehe wieder, heute noch."

"Wohin? Ihr könnt doch nicht ins Gefängnis zurück?"

"Das nicht; aber in unser Spital, wo ich Krankenwärterin bin."

"So, Mutter, so? Seit wann?"

"Seit ein paar Monaten schon."

"Das muss was Schweres sein, Krankenwärterin bei den schlechten Leuten."

"Schwer und leicht; die Aergsten werden oft die Besten, wenn sie einen brauchen . . . und schwer oder leicht, was liegt daran? Ich hab' dort einmal mein Heim; ich bin zufrieden. O lieber Gott, mehr als zufrieden" — und wieder umfassten ihre strahlenden Blicke den Sohn mit unergründlicher Liebe. "Mehr als zufrieden, weil ich dich jetzt gesehen habe, so stark, so brav, so gesund . . . Und mein zweites Kind, das sie dem lieben Herrgott geschenkt haben, das ich nicht

sehen darf . . . Milada" — Pavel stöhnte — "ist sie schon eine kleine Klosterfrau?"

"Nein, Mutter."

"Nein?" Sie erbebte bei dem gramvollen Ton seiner Worte. "Nein," murmelte sie mit trockenen Lippen und stockendem Atem, "noch nicht würdig befunden worden dieser höchsten Gnade?"

"O Mutter," rief Pavel, "wie redet Ihr? — nicht würdig? Sie war eine Heilige . . . Das ist das Traurige, das ich Euch gleich habe sagen wollen — Milada ist tot."

"Tot . . ." Zweifelnd, dumpf und gedehnt sprach sie es ihm nach und schrie plötzlich: "Nein, nein!"

"Seit drei Tagen, Mutter."

Sie sank zurück, erdrückt von der Wucht eines Schmerzes, der mächtiger war als sie. — Allmählich erst kam wieder Leben in ihre Züge, und ihre Starrheit wich dem Ausdruck wehmütiger Begeisterung: "Ich glaube dir, Sohn, ich glaube dir. Sie war eine Heilige, und jetzt ist sie im Himmel, und dort werde ich sie finden, wenn es dem Herrn gefallen wird, mich abzuberufen."

"Mutter," entgegnete Pavel zögernd, "hofft Ihr denn, dass Ihr in den Himmel kommen werdet?"

"Ob ich es hoffe? — Ich weiss es! — Gott ist gerecht."

"Barmherzig sagt . . . Sagt Ihr nicht barmherzig?"

Seine Mutter richtete sich auf: "Ich sage gerecht," sprach sie mit einer erhabenen Zuversicht, vor der alle seine Zweifel versanken, die einen Glauben an dieses arme, verfemte Weib in ihm entzündete, so fest, stark und beseligend, wie nur je ein Glaube an das Höchste und Herrlichste. Er trat näher, sein Mund öffnete sich, sie erhob bittend die Hände: "Frag mich nicht mehr, ich kann dir nicht antworten . . . Die Frau hat am Altar geschworen, ihrem Manne untertänig zu sein und treu . . . Dafür wird er unserm Herrgott dereinst Rechenschaft über sie ablegen müssen. Mög ihm der ewige Richter gnädig sein. — So bete ich, und so sollst auch du beten und schweigen und nicht fragen."

"Nein," beteuerte er, "nein — und ich frage ja nicht. Ich bitte Euch nur, dass Ihr es von selbst aussprecht, dass Ihr keinen Teil gehabt habt am Verbrechen des Vaters . . . Erbarmt Euch meiner und sprecht es aus . . ."

Ein schmerzliches Lächeln umspielte ihre Lippen: "Pavel, Pavel, das tut mir sehr weh . . . Es hat mir ja oft einen Stich ins Herz gegeben: Wer weiss, was die Kinder denken? — Ich hab' mich immer davon losgemacht wie von einer Eingebung des Bösen . . . Das war mein Irrtum." — Sie hob das Haupt, ein ernster und edler Stolz malte sich in ihren Zügen. "Ich hätte dir nicht über die Schwelle treten sollen, bevor ich zu dir



gesagt hätte: Ich bin unschuldig verurteilt worden, Sohn."

Da brach er aus: "Barmherziger Gott, wie schlecht war ich gegen Euch! . . ."

"Klage dich nicht an," versetzte sie mit unerschütterlicher Ruhe, "du warst so jung, als ich dich verlassen musste. Du hast mich nicht gekannt."

"Mutter," konnte er nur sagen, "Mutter" . . . und er stürzte vor ihr nieder, barg sein Haupt in ihrem Schoss, umschlang sie und wusste, dass er jetzt seinen besten Reichtum, sein Kostbarstes und Teuerstes in seinen Armen hielt. "Bleibt bei mir, liebe Mutter," rief er. "Ich werde meine Hände unter Eure Füsse legen, ich werde Euch alles vergelten, was Ihr gelitten habt. Bleibt bei mir."

Und sie, verklärten Angesichts, einen Himmel in der Brust, beugte sich über ihn, presste die schmale Wange in seine Haare, küsste seinen Nacken, seine Schläfen, seine Stirn. "Ich weiss nicht, ob ich darf," sagte sie.

"Der Leute wegen?"

"Der Leute wegen."

Da sah er zu ihr empor: "Was habt Ihr eben gesagt? — Die Aergsten werden oft die Besten, wenn sie einen brauchen. Nun, liebe Mutter, das müsst doch kurios zugehen, wenn man zwei Menschen, wie wir sind, nicht manchmal brauchen sollte! Ihr bleibt bei mir, liebe Mutter.

(Ende.)



A Catholic Youth Movement In Canada

By Rev. H. W. Daly, S.J., C.C.Y.U. Service

A Catholic Youth Movement in Canada?

Is there a Catholic Youth Movement in Canada? A frank question, and I intend to answer it just as frankly. Ever since my appointment as National Chaplain of the Canadian Catholic Youth Union, I have given lectures from Glace Bay in Cape Breton (where the Catholic faith is still so deep and the atmosphere so Christian) to Vancouver, in British Columbia. I keep precious memories of those young Catholics, so full of fun and so anxious to do things for the cause of Christ and His Blessed Mother.

I have given retreats to University groups, to College and High School students, and to C.Y.O. units. Our Catholic Youth is certainly not asleep. Sodality, C.Y.O., Legion of Mary, Junior Holy Name, Boy Scouts, etc., are all doing good work. There is undoubtedly a growing desire among the clergy and laity to develop, organize and intensify Catholic life among our young people. We know there are many difficulties, yet it is very encouraging to see the numerous requests addressed to our National Office for material on Religion, study clubs, and on questions of Social Economics. Well and good. But, let us see what others are doing:

Catholic Youth in the U.S.

The Nurses are organized in a National Federation. A passage of their Constitution reads: "One of the chief aims of this National Federation of Catholic Nurses, is to provide an agency through which the Catholic Nurses of the United States can speak and act corporately in matters of common interest to Catholic Nurses in this country."

The Newman Clubs and Catholic College students have federated themselves nationally in the United States.

In other words, you have two most important Catholic Youth groups who now have an outlet, a platform, a coherent organization which when it speaks echoes the voice of Catholic Youth in higher education and in the nursing profession.

Are We On the Job?

This is where we are falling down on the job in Canada.

Let us never forget that we are 42 per cent of the population, and we don't count in public life. We are drifting. We have no influence—at least, proportionate to our numbers. The Protestants, though, catch the public eye. The Y.M.C.A., the Salvation Army, are perfectly organized. There is a National Council of Education (what influence do Catholics wield in that?) a National Health League, a National this and a National that. But where are the Catholics?

I was approached a few weeks ago about getting our College students to collect funds for Student Relief in Europe. The Secretary of the United Church in Canada was willing to go to our Catholic Colleges to collect funds because there was no Catholic representative on the Canadian branch of the International Students' Society, to which "Pax Romana" is affiliated. What is wrong with us? It is not hard to see. We are lacking in something, and I will tell you in a moment what that Something is.

Here Is The First Step

Meanwhile, why can't students from Catholic Colleges and Universities, and our Newman Clubs federate into a national body and come out with one voice and tell Canada as Canadian Citizens and as Catholics, what they stand for in matters of education, instead of taking it on the chin all the time from a few sneering professors who pose as atheists or who laugh at the old morality or who deny the existence of the soul or of free will?

Why can't our Catholic nurses federate into a national body, always respecting diocesan lines, but find in that national body an agency through which they can say what they stand for in matters like Birth Control, which is making alarming progress through Public Health Departments, and so forth.

Why cannot our Parochial C.Y.O.'s federate into a National body, always on diocesan lines first, and through their national body assert themselves in matters of clean literature and movies?

But no! We just take it because we have not spoken yet. We lack courage, lack a sense of responsibility. We are not zealous for the Cause of the Church in this country. We are following the crowd. When will we speak up? When will we influence public opinion? When will we make the Catholic philosophy of life be felt in the community, in the press, in public morality, in Parliament? When?

The Next Step

Only when we roll up our sleeves, do a little thinking and looking around us, and see what chances we are missing to spread the Kingdom of Christ, and to receive the respect and the right to be heard by our fellow Canadians; only when we wake up to our duty as Catholics and Canadians and educate our Catholic youth into realizing what a real and serious responsibility they have towards the Church and the State.

Loyalty to God, yes, we are giving them that. But the very real duty to make their Catholic influence felt in public life, in civic matters, in the question of wages and the working class, and justice on the part of employers and employees? I am not so sure....

The Answer

And so, is there a Catholic youth movement in Canada?

I answer: No, definitely No. Not until we have a strong Catholic Youth Department, existing as the dynamo and the focussing point of all our youth groups. A Youth Department to which will be affiliated the national federations of students, nurses, parochial and diocesan organizations, all independent in their own dioceses, but working through their national agency.

Then will we have unity among our English-speaking Catholic youth in Canada. Then will we have powerful forces working together. That will come when this National Catholic Youth Office, guided by their Excellencies the Bishops of Canada, is recognized by the Federal and the Provincial Governments (on the same level as the Y.M.C.A. for Protestants) as the Official Catholic Youth Organization of Canada. A national Bureau of Information, and Servicing Centre for the young Catholics of Canada. That is the Canadian Catholic Youth Union as I am dreaming it.

Not a Vacation, but a Change

By a Sister of St. Ursuline

"Who are them funny ladies, Mamma?"

"Hush, darling!" and an embarrassed young mother tries to make herself and her embarrasing youngster as inconspicuous as possible. However, the subjects of the remark exchange amused glances and the incident remains almost unnoticed in the absorbing business of adjustment to the new situation. After all the "funny lady" story is an old tale, old, where nuns are seen for the first time by little eyes wholly unacquainted with the picturesque garb of religious.

Summer reigns supreme in blistering and maybe "rainless" dignity; school days are over, examination papers are corrected and, according to regulations, consigned to a drawer for a dusty year's repose, and the teachers, like the aforementioned "funny ladies" nun-teachers have packed the inevitable black bag and have joined priests and seminarians and some devoted laymen to dot the province with religious vacation schools.

Sisters of Service, Religious of Our Lady of the Missions, Sisters of Charity of Saint Louis, Loretto Sisters, Ursulines and perhaps half a dozen other types of nuns have in the past devoted themselves to some 6700 children living in districts where Catholics are in the minority, priests are few, and religious instruction is a real problem.

Incidentally if yours has been the privilege to attend a convention of summer school teachers you probably concentrated your attention for some minutes at least, on the convenient or quaint or lovely or anything-else-kind of costume worn by the different "funny ladies" there present. Perhaps the white of the Dominicans appealed to you and for the moment, you were nonplussed to find the white Sisters had vanished — under black cloaks. Or perhaps you like the neat guimpe of one, the draping veil of another and the blue-edged scapular of a third and, laughingly, you inform a friend that you are going to found a new Order just for the sake of combining all these individual features into the most picturesque habit yet. Or, very commendably, you study the novelties offered and then decide, "Oh, well, in spite of all, I like our Sisters best."

Be it as it may, summer finds convention delegates and their co-workers out in the mission field in two's and three's. There in school or church, in private house or shed or some such prosaic spot, new life is given to the discussions, the

speeches, the exhibits and the demonstrations of convention days.

No two summerschools are exactly alike. In one case the children "camp" at the "school" during the usual two weeks of its existence; at another place, they come and go as on regular school days. Here you have the children of a small but zealous group of Catholics; there, those of parents whose non-Catholic environment is showing with sad effect. At one school, the non-Catholics are well-disposed towards the visiting nuns, one such family even offering their conveniently situated home as a boarding place for these; in striking contrast you may come across a district where things Catholic are regarded with suspicion if not with ill-concealed dislike, where, to cite an instance, bigotry may have gone so far as to desecrate an out-door shrine at a time when fanaticism ran high. In a word even twins do not always look alike.

Twins? Oh yes! That reminds me of two who were as alike as two peas out of the same pod. Frank and Tony were not very big but you could not find two boys who could crowd more activity, more invention and more mischief into a noon-hour than they could. They wore their mother to shreds, she claimed, and, I am sure, their teacher has my sympathy.

At one moment you had a softball game going at full swing and you were certain that the twins would want to play for the next three hours. Suddenly, Frank, or was it Tony? .... you never knew who was who .... raised a blood-curdling yell and then ordered rather than invited, the crew into the shade because "this heat blisters a fellow's freckles off'n his face." The change is welcome—maybe! It is less hot and — yes! there goes the newly invented toy orchestra: combs, cans, sticks but chiefly "hums".

This is suddenly cut short by a remark which starts a most lively discussion based on the morning's catechetical work. It seems that Tony—or Frank—is getting the worst of it and so he takes a new line.

"Bet you don't know when Christ did His first miracle," he challenges triumphantly.

"I do too," indignantly protests his opponent.

"When?"

"Oh, you dont' know yourself."

"Oh yeah! You just ask Sister whether it wasn't at the wedding of Canada!"

Stopping a car by yelling "flat tire", playing "Kicking Horse Pass", a game of their own invention or any other activity might win the passing attention and enthusiasm of those two youngsters who seemed to have the born leader's talent of swaying the crowd.

Happily the actual classwork appealed to them and they were angels as angel boys go! Their intelligent co-operation did much to carry project work on smoothly, and in the dramatization of certain easily adapted religious topics they were in their element.

One day the nuns returned to school, after taking their noon lunch, to find almost everybody gone. A hasty scanning of the surroundings revealed the "gang" busily darting in and out a near by growth of trees.

With a light laugh, one of the Sisters remarked,

"Do you remember Bliss Carmen,
'Twelve year old and full of Satan
As the nut is full of meat?"

A few moments later they had a delightful surprise. Their children returned laden with tiger lilies and delicate-leaved creepers. The twin's suggestion!

"You need nicer flowers for the altar, Sister, now that Father has brought that nice new tabernacle hanging," one explained.

This of course is no unique example. Every summer school has its humor, its pathos, its edifying occurrences, and sadly enough, sometimes even its tragedies.

There's the story of the youngster who said his evening prayer in the morning. Why? It took the others such a long time to get through confessions before Mass that he decided to save himself a job for the evening. That night, however, his good mother explained most convincingly that just as he ate several times a day to keep his body alive, so too must he pray a number of times for the good of his soul.

At the summer school, perhaps more strikingly than at any other time it becomes beautifully apparent that parents are led by their children. In the past, sometimes the whole family returned to the Faith, thanks to the sweet innocence of one youngster.

One girlie begged and begged until her parents permitted her to attend summer school with her little friend. The enthusiastic reports of the child, the constant prattle about the light in Jesus' home (somehow the sanctuary lamp held her ever interested attention), her loving explanation of the pictures in her catechism booklet finally brought the mother and with her the elder children back to the Church. Later, on Betty's First Communion Day, the father too was won.

Sometimes the tireless energy and devotion of the pastor, sometimes the unselfishness of the nuns and lay-teachers produce almost wholly unexpected results. Frequently much good is done by the evening services for the grownups. Often, too, evening instruction for the children with parents as "observers" reap a consoling spiritual harvest. And who can count the untold good that is seen only by the all-seeing eye of a good God.

And when the two, three or four weeks are over, are they sent back to their homes for a new year of dearth in things spiritual? No, thank God! From their modest home in the capital of the province the Sisters of Service remain in contact with hundreds of these children through correspondence courses. From here too, Catholic literature is spread broadcast, and thus the work of the religious vacation schools is kept alive and enhanced. A similar apostolate is carried on by the Ursulines of Bruno, Sask.

And the other nuns? Once more back home, they give themselves to the enjoyment of the congenial companionship of loved Sisters, breathe the purifying atmosphere of a retreat and then, face the problems of the new school year with new courage.

And so, by the time the tomboyish wilfulness of autumn begins to assert itself, all the "funny ladies" are back again in their own little sphere working for the salvation of souls and for the greater glory of God.

Christendom broke up with the Reformation, and "we slid down the slope which was to end at last in the wholesale massacre of modern war — which may prove the destruction of our civilization."

"Napoleon Bonaparte very well said: Every war in Europe is really a civil war. It is profoundly true. Christian Europe is and should be by nature one; but it has forgotten its nature in forgetting its religion."

"Never forget what a man has said to you when he was angry. If he has charged you with anything, you had better look it up."—H. W. Beecher.

"How easy to be amiable in the midst of happiness and success."—Mad. Swetchine.

"Amusement to an observing mind is study."
—Disraeli.

OBLATE NEWS

FATHER BIASSOLI to ARMY

The Hudson's Bay Missions will be represented in the Chaplain's Corps despite the tragic death of Father Dunleavy who died while awaiting his commission. Father Robert Biassoli, O.M.I., formerly of the Texas Province, has been released by Bishop Turquetil for Army duty and is now on his way south by dog team.

The trip from Repulse Bay, just above the Arctic Circle, where Father Biassoli spent the past year, is a long one. It is one thousand miles to Churchill, the railway terminal at the end of Hudson's Bay. By dog team that is a matter of six to eight weeks. Is is expected that Father Biassoli will be assigned to northern service.

NEW OTTAWA RECTOR

Rev. Dr. Philip Cornellier, O.-M.I. has been named rector of the Catholic University of Ottawa to succeed the retiring rector, Rev. Dr. Joseph Hebert, O.M.I.

A member of the class of '13, Father Cornellier holds two doctorates from the Gregorian University in Rome, where he was ordained in 1918. At the time of his appointment he was vice-rector of the University and professor of philosophy in the faculty of Liberals Arts.

Father Cornellier has a host of American friends. When the late Very Rev. William J. Stanton, O.M.I. was director of athletics at the University, young Phil Cornellier was Canadian All-star fullback and was rated as one of the greatest drop-kickers in Canadian football history. Later as coach of the University team he taught many American students the fine points of the game.

CEYLON OBLATE SCIENTIST

Experiments by Rev. Maurice Le Goc, O.M.I., rector of St. Joseph's College, Colombo, Ceylon, have increased by five times the yield of "Guinea Panik Grass," a staple for cattle raisers in the tropics.

The grass produced by Father Le Goc attained the height of six feet and reaches maturity one month after planting.

BOSTON'S CARDINAL—At the forty - eighth annual convention of the Massachusetts State Council of the Knights of Columbus, a message was read from His Eminence, William Cardinal O' Connell, Archbishop of Boston. His Eminence's utterances, when ever issued, always get the greatest attention from Catholic and non-Catholic alike. His message, at this time, was an admonition to the members of the Knights of Columbus, to keep their hearts free from hate "despite the clash of arm throughout the world and the national effort to destroy the enemy." Let's repeat that "keep hearts free from hate," often.

Let Us Pay Our Debts

By
Grace Keon

Larry Lacey glanced through the letter, reread it, frowned over it.

Margaret waited, calmly polite. Her face gave no indication of the annoyance and vexation that seethed within her.

"This is from Dr. Gordon. Maybe, — Yes, perhaps I'd better—"

"Better—?"

"Go home. See mother again. He suggests it."

"Can you spare — the time?" there was faint mockery in his wife's cool voice.

"Of course I can't. This is the worst week—" He stopped, catching the frosty smile that quivered about her mouth . . . quivered and was gone.

"Say it!" he exclaimed disagreeably. "And while you're at it get rid of everything. I suppose you're angry over yesterday?"

Her face flushed. "Angry! I certainly am — over yesterday, and last Sunday and the two Sundays before!" Her voice shook. "What's gotten into you? No Mass! Imagine it! Golfing with Mr. Coates is a very poor substitute for the scanty half-hour God asks once every seven days! And don't look at me like that! I am angry—and I'm scared. You, Larry Lacey! Living the Coates way and the Selby way!"

"For heavens sake, stop!" His mouth set grimly. "Stop treating me as if I were a child! Sunday morning is the best time to get in touch with Coates."

She bit her lip, furious with herself now at losing her temper. She hadn't meant to. This was not the way to win Larry. Dear Lord, what was the way the win Larry? She had pleaded with him — coaxed him — prayed for him . . . .

He rose from the table. "I'll have Miss Paul look up the trains," he said stiffly. "If I decide to go to Cranestown I'll call you from the office."

Margaret nodded, saying nothing. There was nothing to say. Cranestown! As if he'd go to Cranestown! He was too engrossed in other things. But some day he'd have to go—when it wouldn't matter to her who had borne him. Larry was changing so! A success—but at what a price! His head was turned. The more important things were being rapidly forgotten!

Still resentful over Margaret's criticism, Larry was considering the train connections Miss Paul had set before him when she also called his attention to the memoranda on his desk. Lunch with Coates. Curran at 3:30. Dinner with the Selby's that evening. Directors' meeting next morning. Oh, it wasn't possible yet . . Later on . . . He'd telephone Dr. Gordon . . .

After his lunch he felt better. He sent a dozen roses to Margaret. A peace offering. After all she was right. But she did not see his point. God wouldn't be too hard on a fellow trying to reach the goal Larry Lacey had set for himself . . .

Margaret and he dined with the Selby's. George Selby chatted with him over the coffee and cigars. A satisfactory reassuring chat.

Larry was flushed with excitement, elated, curiously buoyant on the way home, the blood singing in his veins. He held Margaret's hand in his and talked. Of his plans, of the future, of what was to happen in the morning, next week, next year.

Margaret knew about Curran and Coates. She had helped Larry by cultivating friendship with the important Selbys. She knew about Johnson his only real opponent. After the conference tomorrow Johnson would be practically eliminated . . . .

Margaret listened and her heart was heavy. All this was so familiar, too familiar.

She preceded him with slow steps into the living room and stopped, a slight line between her brows. "More work, more long hours, more devotion to the daily grind," she said bitterly.

"You may add more money too," he retorted, a little offended. "That should make its appeal, considering what the business men of the country have been going through."

"And Cranestown?"

His face darkened. "Utterly impossible."

"Should she die?"

He yawned. The elation had subsided. His limbs sagged. He sat down. "Why so pessimistic? I feel bad about it, I do. But it can't be helped, I'm tired. Terribly tired. After tomorrow—"

"I want to talk about tomorrow. I think I'll take Sonny and go. Your mother will be glad to see us. Would you mind?"

"Mind?" Vaguely. "I don't know." He rubbed his eyes. "See here, Margaret, don't say any more, will you? We're getting—"

"Sorry, Larry. You've got to listen. When Sonny and I go to your mother's we'll — stay a while. This Sunday morning business is the last straw. To watch you give up everything—" A sob broke in her throat. "I can't, Larry." She was silent, looking down at him. "It's four hours from here to Cranestown —and you wont' go. But, Larry, it's just a step from here to eter-

nity—and you'll have to go!" She pressed her lips together. "That's all, Larry. Good night my dear."

A step from here to eternity!

He sat back in the chair, covering his eyes with his hand. Why was Margaret so difficult, annoying him, upsetting him just when—? Why in the world —?

A step from here to eternity!

He stood on the station platform and gazed about him. Poor old Cranestown! It hadn't changed a particle in 20 years. The train smoke was merely a cloud on the horizon by now. And, as always, the station master would be on his way home to lunch!

He walked down the steps, crossed the track and went up the railroad cut, as the people here called it, to the main street. His mother's house was the small white one at the very end.

It had taken a good deal of arranging but his staff, headed by Miss Paul, was efficient. So he had set aside everything to come back, to see his mother, to smile at the old place, at the road—cobbled only in the centre —and the brick sidewalk.

Soon he was at the gate, his hand on the latch. The house was still the same. The two pines had grown, but the clipped bushes, the roses, the flowers bordering the path . . . .

He rang the bell. After a few moments a little gray-haired woman appeared, and stood staring at him.

"Well for goodness' sake, it's you, Larry! Since when have you taken to ringing at the front door? What sort of trick are you up to now?"

He smiled. She barely reached his shoulder. He put his arm around her. "Is this the proper way to greet a prodigal son?" he asked, stooping to kiss her cheek.

She evaded him. "You've done something you shouldn't!" she said vigorously. "I can tell. Whenever you come soft-soaping you're in mischief. Into the kitchen with you. There's a glass of new milk and some cookies. I'm baking. Come ahead."

Still amused, still smiling, he followed. She was playing a little game, pretending not to be surprised! Of course she had known—Dr. Gordon must have told her of his telegram.

And then he found himself in the old kitchen where the milk and cookies awaited him and where his mother was mixing batter in a chipped yellow bowl.

"Help yourself, Larry. When you're done there are two pickets loose in the side fence. Fix 'em before it gets dark.""

"Yes." He looked at her curiously. She was spooning the dough on the cookie sheet, and her face was pink. She seemed young to him and strong enough. What had Dr. Gordon meant?

"Hammer and nails in the cupboard, ma?" (Ma! The familiar name . . . .)

"Where else would they be?" she asked. "I don't change things around. Your daddy's the only one who's always looking every which way for Sunday!"

Every which way for Sunday! He hadn't heard that expression in long enough. He rose, went to the cupboard, found the tool box.

"I'll do it now, ma."

"Yes. Before Tony and Jack come. Once you three get together—And while you're out, go to the barn and see if there are any eggs. I thing the black hen is stealing a nest."

He laughed aloud this time. He was beginning to enjoy the joke. If she wanted to make believe that he had never grown up—that he was still a boy going to school—well, he'd make believe with her! He'd keep it up as long as she wanted it that way.

He sauntered into the garden and tested the pickets. He found the two loose ones and nailed them fast. Then into the barn where a dozen hens squawked and scattered at his approach. There was one egg, still warm and he cuddled it in his hands. How odd, how odd! He might well be 14 and home again . . .

A buggy drew up before the gate and a man alighted. It must be Dr. Gordon. Yes, it was Dr. Gordon, with his hand on the gate latch. Larry Lacey set the egg down carefully and walked toward him.

"I'm Larry," he said.

The old man took off his glasses. "Why, so you are! You're Larry Lacey! Come in on the 1:40?"

"Yes, Dr. Gordon."

"How did you find your mother?"

"She seems in good health. Older of course, and whiter, but the same smart lady she used to be. Your letter indicated she was very ill—"

"Your mother, my boy, has a heart that is sounding taps," said Dr. Gordon slowly. "And there is nothing strange about her at all? You noticed no peculiarity?"

"Except that when you told her I was coming—and you did

BIRTH CONTROLLERS BUSY

The Rev. Dr. Edgar Schmiedeler, Director of the Family Life Bureau, N.C.W.C. Department of Social Action, reveals in the New York 'Catholic News' that birth control advocates are taking advantage of the war crisis to promulgate birth control plans. With smooth statements about health, planning and democracy the birth controllers try to prove birth control's necessity. Doctor Schmiedeler says that the meetings of the Birth Control Federation of America in New York are using the over-populated countries of Japan and other axis countries in their arguments for birth control. They say over-population of these countries is a menace to peace.

tell her didn't you?—she made up her mind to have a little un. She's pretending we're back in the early days before I went away—treating me like a schoolboy — " He hesitated. "Her heart?" he repeated dubiously. "If it's bad should she be up and around like this?"

"I'd not stop her doing as she likes—even if I could," said the old doctor. "Nothing can change her. She may live a year—and she may die tonight. But about this pretending, as you call it. I first noticed it last Tuesday. In some way the clock of her mind has turned backward. She actually believes you are still with her, going to school, running errands, playing tricks. Absolutely sane though in other respects. That's why I wrote."

"Yes?" Larry felt queer. His hands were trembling.

"She is happy—living in the past of over a score of years ago. Your father, she imagines, is on the road; everything is as it used to be—"

"To be plain, my mother's lost her mind?"

"She has not. She's perfectly rational except in this. And she is intensely happy."

"It sounds odd to me."

"I thought if she saw you grown older, a mature man, she might snap out of this notion as quickly as it came."

"I see."

"And I'll not go in now. I wanted a little talk with you. Nothing I can do for her. How long will you stay?"

"Three days, I think. Unless–"

"I'll be around to-morrow then."

Larry picked up the egg and brought it into the house. He replaced the tools. His mother glanced at him with a smile but she did not speak. Presently she was laying the tablecloth. He found himself handing her the plates and drawing the water into the glass pitcher.

The simple meal over, they sat together in the pleasant kitchen. The lamplight fell on her lined face, her happy face. She was humming softly under her breath, her fingers moving through the bright patches in the basket on the floor beside her.

"Get your books, Larry," she said.

He went to the window shelf. They were all there—his old reader, his catechism, his bible history. He held them in his hands thinking of the splendid library he now possessed and was constantly adding to. He thought of his home, so beautifully furnished, of his well-trained servants, of Margaret his wife who loved him, of his 3-year-old son.

And yet there was something much more real in this little plain room. What was it? Which was the real Larry Lacey? The one who held such an important part in the business world—or this one, who brought forth the old worn hassock and seated himself beside the little woman? How odd it was to go back into the past with the one who had reared him so lovingly! He rested his head against her knee.

"My dear boy," she said, "some day in the future you'll think of these hours in the kitchen with me. You'll thing of them with happiness, Larry."

"Yes," he said.

"Your dad's good, but too careless at times. Don't get careless, Larry. He was knocked around when he was young so there's an excuse for him. But there would be no excuse for you."

"I know, ma."

"You'll always be a good Catholic. Never neglect your Church. God's gifts to you are your debts to Him. Pay Him back, Larry."

"Yes." he whispered.

God's gifts to you are your debts to God! She had said this so often. But he had forgotten. Yes, he had forgotten. Life had had no problems then. Now he was hard and ambitious, concerned with the luxuries of a world that had nothing real to offer. God's gifts — his debts? Since when had he tried to pay God for the good things He had bestowed upon him — for that good woman Margaret—for Sonny—?

"And I'll be praying. Until the day I die I'll be praying—"

Old words, old promises! Repeated at her knee as she chuckled under her breath.

"Of course you will! You're not bad. A mite forgetful. You don't think. And it's such a little step from here to eternity!"

From her to eternity! From here to eternity! The cottage faded from before his eyes. His mother's face above him seemed to vanish.

There was a soft hand on his shoulder, another soft hand touching his cheek. He opened his eyes. Margaret in her dressing gown stood before him.

"Larry, my dear! You've been asleep. Come upstairs and get to bed!"

"Bed?" he echoed, looking around the familiar room—at the dear face, kind and sympathetic now, and concerned. "Why I have been asleep. Then—then I dreamed all that?"

"Wake up, Larry!" she said more urgently, a little frightened at the strangeness of his expression. "Wake up, dear!"

He put his arm around her, and drew her close. "I'm awake, Margaret, I'm awake now." He leaned his head against her. "Yes yes, I dreamed I was back with ma . . . You sent me back, Margaret—that word of yours! How peculiar! She used it always. A step from here to eternity! I fell asleep on that word—and I dreamed—"

"My dear—" The tears were running down her cheeks.

"We're going to Cranestown tomorrow—you and I and Sonny —the three of us. To ma—and to all that ma has stood for. Do not worry any more, Margaret. I'll begin to pay my debts. I'll begin."

She knew what he meant, and a wave of gratitude filled her. "Thank You, my God," she whispered softly, "thank You, my God!"

It May Interest You......

AMERICA IS A SAINT'S NAME

Scholars know that America is named after Amerigo Vespucci, maker of the first map and discoverer of a portion of the mainland of America. Very few Americans, however, have the least idea whence Amerigo derived his name.

Signor Vespucci, like most pious Italians, bore a saint's name. St. Stephen, King of Hungary, reigning in the eleventh century, had a holy son with the name Enrico. He was very holy and very clever, his name was familiar to the people of all Europe and in the fifteenth century was much used in Italy in its Italianized form. So the Hungarian Saint gave his name to our continent. His feast is celebrated on the 4th of November.

———o———

SPOONFUL RELIGION

Cholera! that dread plague! It scourged India, the Philippines! .... but not China. Why? Because the Chinese drink tea. Boiled water kills cholera germs. Hence .... in the Philippines, the people were ordered to boil their water. However, the cholera still continued. A doctor investigated.

He asked the people "were they boiling their water?" Oh, yes, they said, they were. He watched them; and found that they were taking three teaspoonfuls a day of the boiled water—as if it were medicine. But the water they drank, was water they had NOT boiled.

Childish? But there are as many people among us who do as childish a thing. For their spiritual health, they take their 'religion in small doses'—often LESS than three teaspoonfuls a day. No wonder cholera of the soul continues; no wonder the Black Death temptations of sin continue to plague them.

It isn't possible to be 'healthily Christian', by taking your religion in spoonfuls: morning prayers when you have the time—infrequent Communions — Mass (or half a Mass, because of lateness) only once a week.

Not by the teaspoon — but by 'consistently' drinking at the pure waters of the Fountain of our Faith, is the health of the soul safeguarded!

A VAST DIFFERENCE

A very pious easy going Catholic of French extraction was accustomed to work with a certain farmer in the vicinity of Scranton, during the slack seasons in the steel trades. During one of hisperiodic stays with the farmer, the minister called to arrange for a prayer meeting. The preacher was anxious to have the hired man take part in the devotion but was informed that it would be useless to invite him as he was a Catholic who minded his own business. Undaunted the preacher approached the Catholic upon the subject and reasoned that there was little difference between them as regards religion after all — they both believed in the same God, in the same heaven, in the same hell. "The only difference between us that I can see," said the minister "is in regard to the Virgin Mary. I cannot see that she was any different to your mother or to my mother or to the farmer's mother."

"Well, you may not be so very far wrong in all that," replied the quiet Catholic, "but I think you will have to admit that there was a vast difference between their sons."

The minister said no more.—



A LITTLE BOY'S PRAYER

Little Jesus, play with me;
All my lifetime stay with me.
Holy Spirit, fill my heart
With the comfort which Thou art,
Blessed Mother, you know how
To care for such as I am now.
And my Angel, strong and sweet
Guard my eyes, my hands, my feet.
Patron Saint, be sure to pray
I may be with you some day.
O my Father up in Heaven,
Remember I am only seven.

Five Evils

pointed out by the Holy Father to be removed before real peace can be restored to the world: 1. Aggression (including economic); 2. Oppression of minorities; 3. Selfishness of major powers over world's natural wealth; 4. Total war and unrestricted armaments; 5. Religious persecution.

Not Sinful—

The minister called at the Jones' home on Sunday afternoon and little Willie answered the bell.

"Pa ain't home," he announced. "He went over to the golf club."

The minister's brow darkened, and Willie hastened to explain:

"Oh, he ain't gonna play any golf; not on Sunday. He just went over for a few highballs and a little stud poker."



SINGING BOY

By Mary Fabian Windeatt

THE STORY SO FAR:

Michael Peters, formerly a choir boy in a Catholic Church in New York City, has been living for several months in California, in a suburb of Los Angeles. Recently he has been given work in motion pictures, because of his exceptionally fine soprano voice. Although he has never had any religious training eleven year old Michael has a deep interest in the Catholic Church, which fact has caused his mother considerable anxiety. The latter is a celebrated American novelist, separated from her husband, and although she appreciates the beauty of the liturgy and the historical significance of the Church, she cannot understand her young son's desire to be baptized.

CHAPTER X

DIANA drank her morning coffee slowly, her eyes fastened all the while on the front page of the Los Angeles Times. It seemed hardly possible that she was reading about Prescott, but there it was, in black and white. He was in La Paz, capital of Bolivia, where only the day before an attempt had been made to overthrow the Government and install a local dictatorship.

"He hasn't changed," she thought. "He was right in the middle of it all!" And at the thought of the man who was her husband, whom she loved in spite of all their differences, she burst into tears. Elizabeth, busy in the kitchen with her work, shrugged her shoulders. She, too, had seen the article in the newspaper earlier in the morning, and feared for Diana, but what could anyone do? Things had been so much quieter, so much pleasanter, since Prescott had gone off to South America. The man was no good. Diana and Michael and the little girls were much better off without him.

"Good riddance, I say," she announced to the canary in his cage by the window. "We'd never have come to California if he had had his way."

She was absorbed in such thought when Michael came through the swinging door. He had grown fast since they had come West, and his usually pale face was now a deep tan. He had changed, too, since he had gone into the movies, and now Elizabeth looked at him approvingly.

"Better have your breakfast, Master Michael. It's nearly eight o'clock."

The boy nodded. "All right. But we're not going to work today, Elizabeth. Didn't Mother tell you? They're shooting some other scenes up in the mountains and I don't have to go."

"A holiday? Well, that is something new. What are you going to do with yourself?"

Michael buttered a piece of toast thoughtfully. "Pablo wants to take me up in the canyon to see a pirate cave. Do you know Pablo, Elizabeth? He's a swell kid. His father is the gardener over at the Johnson house."

Elizabeth hesitated. "Does your mother know that little Mexican?"

"Of course. And she said it was all right for me to go and take some sandwiches and things. Really, Elizabeth."

The woman's face broadened into a smile. "Sandwiches ,is it? Well, all right. I'll fix you a good lunch right away. I guess you do deserve a little holiday, Master Michael. They've been keeping you pretty busy, those picture people, and a boy shouldn't have all work and no play."

IT WAS WARM IN THE HILLS. Michael and his dark-complexioned friend, Pablo Silva, trudged along the dusty road in happy silence. They were going to visit a cave where the Mexican boy had assured Michael there was buried treasure. It had been put there long ago by the Spaniards. Pablo himself knew this from his father, who had once found three gold coins buried in the loose dust at the cave's entrance.

"I myself have prayed a long time to find more of this gold," announced Pablo seriously. " We

are poor, my family, and gold is a good thing for the poor, Michael. It buys food and clothes."

Michael nodded, while his hand dug into a pocket and brought forth a silver dollar. Since he had gone into motion pictures, he had earned considerable money of his own, indeed, would soon make thousands of dollars a month. This silver dollar as yet was all he had for a weekly allowance, but it would mean a great deal to Pablo.

"Here," he said casually, proffering the coin in his outstretched palm, "this is a little present from me."

Pablo's black eyes lit up with amazement. "Oh, no," he said. "I cannot take money from a friend. I must work for it, or perhaps find it in the cave."

The Mexican boy regarded the money thoughtfully. "Your mother is very rich, Michael?"

"We have everything we need, and soon I will have a great deal of money of my own."

"And your father? He is rich, too?"

Michael shook his head. "I don't know anything about my father."

"He is dead?"

"No, he is not dead."

"But where is he?"

"My father is a bad man, Pablo. He left us several years ago. We never talk about him."

"But you pray for him, Michael? You pray that he comes back some day?"

"No. We don't like him any more."

The Mexican boy was silent for a time, scuffing through the dust of the winding path that climbed through the dry wilderness of sage and cactus. Then suddenly he spoke.

"You would like me to pray the Blessed Virgin of Guadalupe to make things right with you?" he said shyly. "It is a terrible thing not to have a father, Michael. And I thank you for the silver money. It will bring us both luck, I think."

"Luck? What do you mean? What are you going to buy with it?"

Pablo laughed, his voice clear and sweet in the breathless silence of the hot afternoon. "You would not understand, maybe. But the Virgin, yes, she will understand. And she will make you happy again, you and your mother."

IT WAS AN HOUR LATER that the two boys reached the cave which Pablo had described. It was half hidden in the tangle of brush and cactus that covered the hillside, but its location was no secret to Pablo. His bare brown feet climbed eagerly over the rough stones and boulders, and soon he had reached the summit. Michael, coming more slowly, surveyed the surrounding countryside with weary eyes. He was hot and dirty and hungry. Moreover, he was a little cross. Why had Pablo said what he had? Why was his friend going to pray for a dreadful thing? For Michael knew that he never wished to see his father again. He shuddered when he thought of the stern-faced man who had called him a girl, who had been ashamed of his love for music, for churches.

"Let's eat our lunch," he announced abruptly, and Pablo, the Mexican boy of the sensitive spirit, with the black eyes that could suddenly grow into twin pensive pools, nodded silently. In all his twelve years he had never known a real friend of his own age. Now, had he done something to offend this Americano, this Michael whose fair skin and burnished yellow hair seemed to set him apart as being from another world?

"I, too, am hungry, Michael," he said quietly. "Let us eat now and then I shall show you the cave."

It was growing dusk when the two boys finally made their descent of the hill, in whose rugged side pirates had once hidden their booty. A dead rattlesnake hung from Pablo's arm, and Michaels' two hands clutched a small iron box. It was caked with adobe, and its hinges rusted, but the efforts of both boys had not been enough to break it open.

"If it were heavy, I could think that it might be treasure," Pablo announced sadly. "But it is too small for that. The pirates had much gold, and they hid it in great boxes."

Michael laughed. "It doesn't matter, Pablo. It just matters that we did find something in your cave after all. Why, it may be hundreds and hundreds of years old! Just imagine that! And it was lying up there all the time, waiting for us to find it. Oh, Mother will be so excited! It's much better than any of her stories, really!"

Pablo sighed. "Some other day we will perhaps find the gold," he said. "My father has said it will be so."

For the next few minutes the two boys trudged along in silence. The twilight was deepening rapidly, and from the tangle of pungent sagebrush came the rustlings and chirpings of the wild life that hid within. Michael looked up at the darkening sky and sniffed the night air. It was wild country, this, with only a bare track of a road to show that occasionally other people passed this way. Over the dark hills that lay behind them was the great desert of the Mojave. Before lay the valley of San Jacinto, where already scattered lights had begun to twinkle. It was beautiful and lonely, and for the first time a feeling of kinship for this wilderness of canyon stirred within the boy's heart. California was beautiful, even as New York and the Cathedral of St. Stephen were beautiful. And it was here that a career had opened up for him as well.

"Pablo, we must come here again some time," he said. "Elizabeth can make us another lunch and we can spend the day digging in the cave."

The Mexican boy nodded. "We will come," he said.

It was then that both lads were suddenly conscious of the sound of an approaching automobile. They were still half a mile from the main road, but it was unmistakable that a car was climbing the rocky trail towards them. Pablo stopped in his tracks. His black eyes stared into the twilight, and the dead rattlesnake slipped unheeded from his arm. Dimly they could see the shape of the approaching car, forcing its way through the sage and cactus. Pablo clutched Michael's arm.

"Come," he said. "We will hide under a tree until they have gone by."

"Hide? But why?"

"Perhaps I am foolish, but I think it is not good that we stay here."

Michael laughed. "Don't be silly, Pablo. No one will hurt us."

And without further ado, he started forward once more. Pablo followed cautiously.

"Michael, don't go. Sometimes my father says he has seen strangers in the canyon whose faces are not good. Stay with me a little moment!"

But Michael had started to run towards the car. He was happy tonight, up here in the pungent hills. The little iron box under his arm, which he discovered that afternoon in the cave, gave him a sense of exhilaration. He could hardly wait until he got home to show it to his mother and Elizabeth. Thus it was that happy and reckless he ran forward to meet the car that came chugging through the weeds. It was an old car, diapidated beyond measure, and without lights. Michael could see two men inside, but he was not afraid.

"Hello," he called, and drew over to the side to let the strangers pass, but the rickety engine suddenly ceased, and the machine came to a stop. Two men got out silently and came towards him. They wore overcoats and each had a scarf that covered the lower part of the face. The taller one spoke first.

"We're looking for a boy named Michael Peters. Do you know him?"

Michael stared in amazement. "Why, I'm Michael Peters. How did you know my name? And what do you want?"

"Too many questions aren't so good right now, sonny. You and your friend are wanted at home right away. Your mother sent us to get you."

"Mother sent you?"

"Sure. Hop in."

Michael hesitated, his heart pounding with excitement. There was something strange about this car and its two occupants.

"Mother isn't sick or anything? Nothing's wrong?"

The second man threw away a cigarette and took Michael by the shoulder. He looked at his companion and smiled. "This is the one, Max. I recognized him from the papers. The other one isn't worth anything, but we'll have to take him, too. Come on kids. No one will hurt you if you keep your mouths shut and do what you're told.

Michael clutched the old iron box frantically. Something was wrong, terribly wrong. He could never get into the car with these two strangers!

"Run, Pablo! Run!" he screamed, but a rough hand was suddenly clamped over his mouth, and he felt himself lifted bodily and thrust into the waiting automobile. Kidnaped, he thought! That was what it was. He and Pablo were prisoners! With all his strength he tried to wriggle loose from the grip that had fastened about his shoulders, but it was impossible. He and Pablo were powerless. Thrust into the back seat of the machine, Michael felt a deep anger rising within him. He looked at Pablo, but the Mexican lad was speechless with fright. What was going to happen? Where were they going? Were these strange men murderers?

"Please let us go!" he cried, but these were his last words, for a rough cloth was suddenly forced into his mouth and he felt his hands being bound together with cord.

"I told you to be quiet!" said the tall man. "Now, see what happens to you? Bill, I'll take this one, you look after the second kid. We've not much time for fussing with them here."

"But the tracks?"

"Never mind the tracks. We've got another car waiting. All ready?"

"All ready!"

The engine spluttered fitfully once or twice, then began to turn rhythmically, and slowly the old car backed down the path onto the highway. Michael could see the lights of the Fransiscan mission high up on the hill, and the little settlement of San Jacinto in the valley beneath. Down yonder was his home, where Elizabeth and his mother were waiting for him. Down yonder was security, and the people he loved, and as he lay huddled in the back seat with Pablo, his hands clenched with fury and with fear. Where were they going? What was going to happen?

It was a full five minutes before he realized that he had dropped his precious iron box somewhere in the sagebrush on the hillside.

(To be Continued)

CHRISTOPHER IN MODERN DRESS

Once there was a giant of a man who wanted to use his strength in the service of the greatest rule on earth. Various kings to whom he gave himself in service, disappointed him. He wanted to serve the very mightiest. He was told that the name of this ruler was "Christ". He went in search of Him. A bishop of those early Christian days, helped the giant's search by telling him of a treacherous river "where many are lost trying to get across. Help them across! that will be serving this Master. He will see you, though you do not see Him." We all know what happened—how on a stormy night, a Child came to the river—and Christopher carried Him across, almost **not** getting across! because it was as if the weight of the whole world was upon his shoulders. He had found and served his King.... For having borne Christ, he thenceforth bore the name of Christopher (the Christ bearer).

All of us sympathize with what Christopher found out: the **weakness** of any earthly thing we serve. The only **One** worth serving—where can we find Him? As Christopher did—giving a **"lift"** to others! struggling to keep our footing and theirs in the "rapids" of today's fast living. When you help the other fellow out of a puddle or a muddle! in the name of Him you serve! you are carrying Him with you! **You** are Christopher!

Who Told You That?

The tourist in Scotland met a tall, comely young woman, who walked barefooted. Surprised, the traveller stopped and inquired: "Do all the people about here go barefott?"

"Some of them do," she said, "and the rest mind their own business."

LIES OF MODERN LIFE

The well known convert historian, Ross Hoffman, addressing the graduation class of a girls' academy, told them a number of lies on which modern life and society are built and charged them to recognize, expose and refute them. Some of the lies are the following:

1. There are no laws of life: nothing is either wrong or right but thinking makes it so.

2. There is no responsibility: one's life is utterly one's own.

3. Modernity is always to be equated with enlightenment. The fad or fashion of a moment is always superior to a virtue that is of the past.

4. The main business of life is the pursuit of pleasure.

5. Sex needs no special safeguards but is on all fours with any other animal inclination, such as eating or sleeping.

6. Human beings require liberty, but not discipline.

Interesting!

One of the heartbreaks in a recent American Bench Show came when a little girl discovered that her dog wasn't eligible for entry. She asked why, and her father, to comfort her, said: "Well, you see, the mother was just a stray, though the father was a very fine Dobermann Pinscher."

Later in the day he was amazed to hear the child boast: "Although my puppy is the son of a stray, it's father was Governor Pinchot."

A girl whose cheeks
Are covered with paint,
Has an advantage with me
Over one who ain't.

If you want to go fishing and haven't any meat, bugs or worms, you can use macaroni for bait. Recipe: Dissolve two tablespoons of sugar in one-half pint of warm water. Add two tablespoons of carmine solution N.F. and stir well. Drop in a ten-cent package of macaroni andt wo or three spoons of grated stale cheese. Mix well, boil for five minutes, pour off the water and wrap the macaroni in oiled paper or silk so it won't harden. Cut in suitable lengths and use like worms.

—Literary Digest—N.Y.

Our pilgrim forefathers marched to church carrying the Bible in one hand and a blunderbuss in the other. Something similar is taking place today in the church life of millions of Americans. In the **War Department** at **Washington**, for instance, where employees work throughout the week with no Sabbath pause, a chaplain conducts a worship hour in the cafeteria. Employees sing hymns, attend to a brief sermon, and have a reading from the Scriptures. In a **Red Bank, N. J. Baptist** church, the pastor conducts a first aid class as a feature of his Wednesday evening prayer meeting. In other places, church bells ring to announce test drills for blackouts. The **First Methodist Church of Burlington, Vt.**, plays America on its chimes during an alert. And in **Cleveland, O.**, clergymen have the privileges of a physician during raids. Taxis will be at their disposal to speed them to disaster areas so that they may attend to their spiritual duties.

In Los Angeles, 178 churches have pooled resources so that in the event of a bombing they can provide housing for 12,000 homeless, feed 22,000 per meal, and afford temporary shelter for 100,000 under Red Cross direction.

? THE QUESTION BOX ?

Is it wrong to think that people have their death marked already when they are born?

God indeed knows the moment of death of every person, for He knows all things and knows them even before the birth of the individual. He has given each of us a time to work out our salvation. For some this period is brief, for others long, according to His eternal will. Knowing, however, that He is as merciful as He is mighty and all-knowing, we place ourselves entirely in His hands. There is no such thing as fate connected with this, as many who do not believe in God wish to maintain. Such an attitude is wrong, and if firmly held without reference to God can be sinful.

Is it wrong for boys in high school to carry on necking and kissing girls without any intention of marrying the girl?

No matter whether the boy is of high school age or older, whether he intends to marry the girl or not, it is certainly wrong and morally very dangerous. Times are really getting hard when this is all youth can think of for entertainment.

Why does the priest make the sign of the cross with the Sacred Host just before he gives each one Holy Communion?

It serves as a blessing and also reminds the one about to receive that it is the crucified Christ Who is given to him in Holy Communion.

Does the Priest actually grant remission of sin by the absolution given after the Confiteor, when giving Holy Communion?

It is not a sacramental absolution but only a prayer of the priest, by way of intercession, which may, however, remove from the soul venial sins and remaining imperfections, provided the communicants have the proper disposition of soul. Hence the importance for the communicants to excite in themselves sorrow and contrition for their sins, for the greater the purity of their soul from all sin, the more abundant the graces received.

What is meant by the treasury of the Church?

It is the superabundant merits of Christ and the saints constituting in the hands of the Church a store of which the faithful may make use. This is drawn from by the Church when she grants indulgences.

Is it a doctrine of faith that the suffering in Purgatory is caused by fire?

There is no such doctrine of faith. The Church has given no decision on this point. Yet tradition among the Church Fathers holds that there is a pain of sense, and the more common teaching of Catholic theologians is that those who are in Purgatory are punished by fire. The Church has defined only that there is a Purgatory, and that those detained there are helped by the Holy Sacrifice of the Mass and the prayers of the faithful. The most terrible torment that they endure is the pain of loss, that is to say, their separation from God.

Does the Church forbid her members to act as State executioner of a murderer?

No. The Church recognizes the right of the State to put a murderer to death. Therefore the individual acting as executioner does so as a public official, in the name of the State. His action is thus perfectly lawful.

A non-Catholic has said, if God is all-good, why did He create the devil?

God did not create the devil. Lucifer, the evil spirit, was made by God to be an angel of light. He was created the head of the angelic host. However, through pride and vainglory, he abused the free will with which God endowed him and refused to pay his Master the service and worship due to Him. As a consequence of his heinous sin he was cast into hell and became the leader of all those who followed him there. Every sin on the part of man is also an abuse of his free will in that he refuses to give God due honor. Hence, unless man repents of his sins, he too must suffer punishment.

May ashes after cremation be buried in a Catholic cemetery?

No. Christian burial in a cemetery blessed by the Church is denied those whose remains are cremated, because cremation is a pagan custom opposed to the belief in the resurrection of the body and has been condemned by the Church.

Are all temptations sinful?

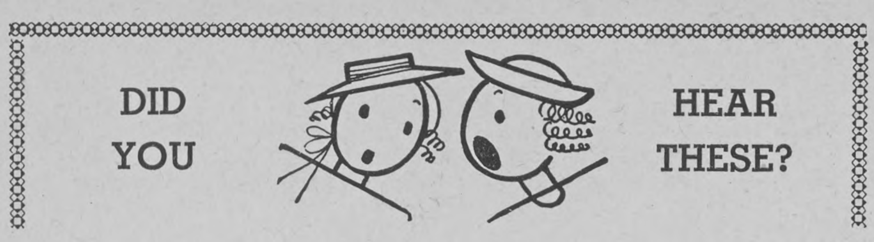
Certainly not. Yielding to a temptation is sinful. When they are resisted they are a blessing in disguise by bceoming means of obtaining greater graces. Our Lord Himself was tempted. A temptation is an opportunity given us to gain a victory. This does not mean that we should seek them, for it is wrong to place oneself in the danger of temptation if there is no sufficient reason for doing so.

What did our Lord mean when He said: "The Father is greater than I"?

We must always remember that ther are two natures in Christ, the divine and the human nature. By the passage quoted is meant that God the Father is greater than the Son considered in His human nature. That Christ is God and equal to the Father is also clearly indicated by the words of the same Gospel writer (John 10:30): "I and the Father are one."

How may I prove from Scripture that Christ instituted confirmation?

At the Last Supper Christ promised the Apostles and all others who believed in Him that He would send them the Holy Ghost, Who would remain with them forever (John 14:16). He fulfilled this promise as regards the Blessed Mother and the Apostles when on the day of Pentecost He sent the Holy Ghost upon them in the form of tongues of fire. That this same Spirit was given to the faithful, as was fitting, by means of a perpetual and visible rite, namely the Sacrament of Confirmation is evident from the Acts of the Apostles, where it is said (7:14-17) that St. Peter and St. John went to Samaria to impose their hands upon those "who were baptized" that they might receive the Holy Ghost. It is also narrated in the same book of Scripture (19:5-6) that St. Paul, finding some disciples of St. John the Baptist at Ephesus, first baptized them and then imposed his hands upon them that they might receive the Holy Ghost: "And when Paul had imposed his hands upon them, the Holy Ghost came upon them." These texts of Holy Scripture together with the constant tradition of the Church from the earliest centuries furnish incontrovertible arguments for the divine institution of the sacrament of confirmation.



Manager: Well, on what salary would you be willing to make a start?

New boy: I should be willing to make a start on three hundred a year, sir.

Manager: What?

New boy: Yes, but you can beat me down to fifteen shillings a week if you like.

Unwanted Caller: Can I see the manager, please?

Office Boy: He's out.

Unwanted Caller: Can I see the undermanager, please?

Office Boy: He's out.

Unwanted Caller: Very well, I'll just wait by the fire.

Office Boy: It's out, too.

A schoolgirl was asked to write an essay on motor cars which was to consist of two hundred and twenty words.

This is what she produced:

My uncle bought a motor car. He and father were riding in the country when it broke down going uphill. I think this is about twenty words. The other two hundred are what my uncle said as they were walking back to town. But my father told me I must not write them.

Smith: Yes, it really was a wonderful party. Last thing I remember clearly was Brown trying to get into Jones' grandfather clock to telephone to his wife.

"How did your article on perpetual motion turn out?"

"Oh, it was a great success. Every time I sent it out it came back to me."

Jake: "This liniment makes my arm smart."

Bob: "Why not rub some on your head?"

There was a big to do at the entrance to a famous football ground. Prior to the match a lady was storming and fuming, and a stony-hearted gatekeeper was doggedly refusing to admit her without an admission card, which she explained had been left at home by an oversight.

"Let me tell you, my man, that you are in for trouble," she said with great hauteur. "I am one of the directors' wives."

"I can't help it, ma'am," said the gatekeeper, "and it wouldn't make a ha'porth of difference if you was his only one."

Unsuccessful Author: "After my death the world will realize what I have done."

Sympathetic Friend: "Well, don't worry about it, old chap. You'll be out of harm's way by then."

"Has that poet ever had anything published?"

"Oh, yes. The newspaper published the poems he wrote to a girl who sued him for breach of promise."

A Scotchman was taking a friend through a new house he had built.

"But", exclaimed the visitor, "I noticed that you've not pasted the paper on the walls but nailed it. Why is that?"

"Oh, aye," responded the Scot. "Ye see, we may not be living 'ere always."

Heh! Heh! Have you heard about the Scotchman who married a tattooed dancer so his children could see moving pictures?

Little Mary, aged five, driving through the country with her father, for the first time saw cat tails growing.

"Oh, daddy," she said, "look at the hot dog garden."

Glad Thought—

I know of things—not just a few.
But, oh! so many, many of them,
That someone really ought to do,
And I'm not doing any of them.

"Can't see why I should buy your book," said the farmer to the persistent canvasser.

"Why, it will show you to be a better farmer."

"Listen son," said the elderly man impressively, "I'm not half as good a farmer as I know how to be."